

Deutschlandfunk

Deutschlandfunk Kultur

Deutschlandfunk Nova

DENKFABRIK

VON DER HAND IN DEN MUND WENN ARBEIT KAUM ZUM LEBEN REICHT.

brigitte
32-42
rapport
tous les
jours

Eine Initiative von Deutschlandradio
und seinen drei Programmen



QR-Codes

In dieser Broschüre finden Sie QR-Codes, die Sie zu weiterführenden Informationen auf unseren Webseiten leiten. Scannen Sie diese Codes einfach mit Ihrem Smartphone. Um herauszufinden, ob Ihr Gerät QR-Codes lesen kann, öffnen Sie die Kamera-App und halten Sie die Kameralinse ruhig in Richtung des Codes. Wenn das Scannen nicht möglich ist, müssen Sie diese Option in den Einstellungen Ihres Geräts aktivieren.

Impressum

Herausgeber

Deutschlandradio
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Raderberggürtel 40, 50968 Köln

deutschlandradio.de/denkfabrik
denkfabrik@deutschlandradio.de

Bildnachweis

Andrej Lišakov/Unsplash, Johner Images/Getty Images, Jorg Greuel/Stone/Getty Images (Umschlag), Jann Höfer (S. 4), Imago/John Holcroft (S. 6), Imago/Michael Gstettenbauer (S. 10-11), Nicole Mayer-Ahuja/Jan A. Staiger (S. 15), picture alliance/dpa/Jens Kalaene (S. 17), picture alliance/AP/Joerg Sarbach (S. 19), Imago/Jürgen Heinrich (S. 21), Nadja Kretzschmar (S. 25), Anja Enders (S. 26-27), Imago/Ikon Images (S. 29), Imago/imagebroker (S. 30-31), privat (S. 33), Felicitas Boeselager (S. 34), Deutschlandradio Social Media Redaktion (S. 37), Anke Petermann (S. 38), Malte Mueller/Imago (S. 41), privat (S. 43), Maike Helbig (S. 45), Ludger Fittkau (S. 46), Imago/Cavan Images (S. 49), Frank Ulbricht (S. 50), Imago/epd (S. 53), Niklas Ottersbach (S. 54), Hadis Safari/unsplash (S. 56), Jonathan Velasquez/unsplash (S. 57), Nana Brink (S. 58), Grundrausch (S. 61), Deborah Sengl (S. 63), privat (S. 65), Flying Roasters, Berlin (S. 66-67), königliche Backstube/Dagmar Stratenschulte (S. 69), Susanne Schleyer (S. 71), Internationale Sozialistische Organisation (S. 72), Premium Kollektiv (S. 77), Gabi Schaffner (S. 80-81), Deutschlandradio/Koray Bacanakgi (S. 82-83), Deutschlandradio/Simon Detel (S. 84-85), Christian Kruppa (S. 86-87), Deutschlandradio Social Media Redaktion (S. 88-89), Deutschlandradio Archiv/picture alliance/dpa (S. 90), Tom Kelley Archive/Getty Images (S. 93), Alvaro Medina Jurado (S. 94-95).

Layout

Deutschlandradio Service GmbH

Stand

Februar 2023

KAPITEL 1

**WORÜBER REDEN WIR?
KLASSE, ARBEIT,
WORKING CLASS**

SEITE 10

KAPITEL 2

**WAS HEISST DAS IM ALLTAG?
EINBLICKE IN
PREKÄRE ARBEIT**

SEITE 30

KAPITEL 3

**GEHT ES AUCH ANDERS?
ALTERNATIVEN**

SEITE 66



Liebe Leserin, lieber Leser,

über die Bedeutung von Arbeit lässt sich so Einiges sagen. Sie kann uns zufrieden machen oder belasten. Arbeit kann verbinden und integrieren. Sie trägt dazu bei, wie andere uns sehen, verleiht uns einen gewissen gesellschaftlichen Status – oder auch gerade nicht. Was Arbeit kann oder sollte, darüber wurden und werden viele interessante Bücher geschrieben und intensive wissenschaftliche und politische Diskussionen geführt. Bei aller Unterschiedlichkeit der Positionen lässt sich doch eine in den meisten Fällen herausarbeiten: Der Lohn sollte ausreichen, um die Rechnungen zu bezahlen, den Kühlschrank zu füllen und Teilhabe am gesellschaftlichen Miteinander zu ermöglichen.

Was aber, wenn genau das eben nicht der Fall ist? Was, wenn trotz eines oder mehrerer Jobs die Decke immer zu kurz und der Monat zu lang ist? Genau damit haben wir uns in der Denkfabrik 2022 beschäftigt. „Von der Hand in den Mund – Wenn Arbeit kaum zum Leben reicht.“ Unsere Hörerinnen und Hörer haben das Thema im Herbst 2021 für das nächste Jahr gewählt.

Der russische Angriffskrieg auf die Ukraine war da am Horizont noch nicht zu sehen; die rasant steigende Inflation und die explodierenden Energie- und Lebenshaltungskosten, die die Lage für all diejenigen, die uns aus Ihrem Leben erzählt haben, drastisch verschärft haben, noch kein Thema. Und doch war es unseren Hörerinnen und Hörern, die sich an der Abstimmung beteiligt haben, ein Anliegen, dass wir uns damit befassen, was es für eine Gesellschaft bedeutet, wenn manchen ihrer Mitglieder ihr Lohn kaum zum Leben reicht. Was heißt das für jede Einzelne, für Familien? Was heißt das für diejenigen, die aufgrund ihrer Arbeit ohnehin „unsichtbar“ sind? Und für jene, die aufgrund ihrer Arbeit Lob und Anerkennung erfahren, aber sich davon im wahrsten Sinne des Wortes nichts kaufen können?

Ich empfinde es als Ausdruck des Vertrauens in unsere Arbeit, wenn unsere Hörerinnen und Nutzer uns mit der Wahl eines Denkfabrikthemas den Auftrag erteilen, dieses Thema im Laufe eines Jahres zu erkunden, zu sortieren und zu diskutieren. Mit Fachleuten, mit der Politik, aber immer auch mit den Menschen selbst – und mit Ihnen, unseren Hörerinnen und Hörern.

Ich danke für Ihr Vertrauen und wünsche Ihnen eine anregende Lektüre.

Ihr Stefan Raue
Intendant Deutschlandradio



WENN ARBEIT KAUM ZUM LEBEN REICHT

Liebe Leserinnen, Hörer, User,

Anton arbeitet laut Vertrag 45 Stunden die Woche. Brutto verdient der Jungkoch 2.200 Euro im Monat, meistens kommen noch an die 150 Euro Trinkgeld dazu.

„Ich hab’ keine teure Wohnung, ich hab’ kein Auto, ich hab’ jetzt nicht irgendwelche teuren Hobbies“, so Anton. Und trotzdem: „Es ist schon wenig Geld“. Er

hofft, dass das in ein paar Jahren anders sein wird. Und er ist ehrgeizig: Er gehört zur deutschen Köche-Jugend-Nationalmannschaft, die sich auf die Koch-WM in Luxemburg vorbereitet. Anton ist einer der Menschen, denen Sie in dieser Publikation begegnen.

„Von der Hand in den Mund. Wenn Arbeit kaum zum Leben reicht“. Die meisten der

rund 37.000 Hörerinnen und Nutzer, die über unser Denkfabrikthema 2022 abgestimmt haben, wollten, dass wir uns dem Thema prekäre Arbeit widmen. Nicht nur das: Sie hatten uns direkt fast 4.000 Kommentare und Vorschläge zu den unterschiedlichsten Aspekten des Themas mitgeschickt – insgesamt fast 500 Seiten.

Wir waren beeindruckt. Und haben losgelegt. Zum Auftakt des Denkfabrikjahres diskutierten Susanne Holtkotte, Reinigungsfachkraft, Oliver Nachtwey, Soziologe an der Uni Basel, Marc Stöckli vom ifo-Institut für Wirtschaftsforschung und der Bundestagsabgeordnete Martin Rosemann über die Frage, was Menschen hilft, die arbeiten, deren Lohn aber dennoch nicht bis zum Monatsende reicht. Was politisch geschehen muss. Und was dazu im damals frischen Koalitionsvertrag stand.

Wir haben Begriffe wie „prekär“ oder „Klasse“ beleuchtet, wissenschaftliche Analysen hinterfragt, gesellschaftliche Codes untersucht. Haben in den Ländern Beispiele analysiert, wie es anders geht. Waren dem Thema literarisch auf der Spur. Immer unterstützt dabei von unserer Abteilung Dokumentation und Archive, die mit ihren historischen Audioschätzen Entwicklungslinien aufzeigen kann: wer sich engagiert hat, wer Verantwortung übernommen hat. Und wer nicht.

Nicht über Menschen zu reden, sondern mit ihnen – das ist uns in der Denkfabrik wichtig. Am liebsten von Angesicht zu Angesicht bei Veranstaltungen quer durch Deutschland. Das war uns im dritten Coronajahr in Folge kaum vergönnt. Aber wir konnten mit unseren Hörerinnen und Nutzern reden. In unseren Sendungen mit Hörerbeteiligung. Wir konnten sie zu Wort kommen lassen: die Servicekraft, die zwei Jobs hat, weil einer nicht reicht, die ehrenamtliche Helferin, die Schulbegleiterin, die Tierärzthelferin – oder eben auch den Jungkoch Anton.

Denn darauf kommt es an: dass wir miteinander reden, diskutieren, auch streiten. Aber stets im Respekt vor der Meinung des Anderen. Die Denkfabrik will dieser Ort sein. Ein Forum, ein Marktplatz, den Sie mit Leben füllen, liebe Leserinnen und Leser.

Eine Auswahl der Beiträge aus dem Denkfabrikjahr 2022 finden Sie in dieser Publikation, das vollständige Archiv online auf denkfabrik.deutschlandradio.de. Ich wünsche Ihnen eine gute Zeit beim Blättern, Schauen, Hören.

Eva Sabine Kuntz, Leiterin Hauptabteilung Intendanz, Koordinatorin Denkfabrik

Deutschlandradio, Denkfabrik

BLICK HINTER DIE KULISSEN WIE WIR AUF DAS THEMA DER DENKFABRIK GEKOMMEN SIND

„Wisst ihr, woran man arme Leute im Supermarkt erkennt?“ Diese rhetorische Frage stellte unsere Autorin Lydia Herms vor Jahren in einer Sendung, in der es um Armut und Schulden ging. „Daran, dass sie ewig vor den Regalen stehen“, war die Antwort. „Sie rechnen dann aus, wofür ihr Geld noch reicht.“

In einem Interview, das wir vor gut einem Jahr mit der Reinigungskraft Petra Vogel zum „Tag des Putzens“ am 8. November führten, sagte diese: „Wenn ich in zweieinhalb Jahren in Rente gehe,

kriege ich gerade mal 800 Euro für 39 Jahre Vollzeit arbeiten.“

Wenn man einer Arbeit nachgeht, die sehr wenig Geld einbringt, dann werden Dinge zum Problem, die für andere Menschen kein Problem sind. Dann führt eine kaputte Waschmaschine in die Schuldenfalle, zum Pfandleiher oder in den viele Kilometer entfernten Waschsalon. Es gibt keine Rücklagen und erst recht keine Möglichkeit, Vermögen zu bilden. Armut bedeutet Stress. Armut trotz Arbeit bedeutet noch mehr Stress. Und wird nicht selten begleitet von der Geringschätzung derer, für die man arbeitet.

Mit dieser Tatsache sind wir bei Deutschlandfunk Nova durch unsere Gesprächspartner und -partnerinnen immer wieder konfrontiert worden – und unsere Hörer und Userinnen haben das mit viel Interesse und Empathie aufgenommen, geteilt und kommentiert. Gleichzeitig wurde uns klar, dass wir die Belange von

Menschen, die wenig Geld verdienen, eher selten aufgreifen: Was kann ich tun, wenn mein Einkommen für Vermögensaufbau nicht reicht – trotzdem 30 Euro im Monat weglegen?

Was macht das Narrativ der „Abgehängten“ mit den betroffenen Leuten, die ja in vielen Fällen wichtige Aufgaben in der Gesellschaft übernehmen?

Als wir dann im Frühsommer 2021 zu einer Redaktionssitzung zusammengesetzt waren, waren wir uns trotz zahlreicher anderer Vorschläge ganz schnell einig: Das ist unser Thema, unser Vorschlag für die Denkfabrik, denn es steckt darin so viel, was Radio herausarbeiten, erklären, beleuchten kann und muss: Geschichten und Lebensentwürfe, die vom geringen Einkommen geprägt sind; sozialwissenschaftliche Forschungen, historische Perspektiven, technische Fragen wie die der diskriminierenden Algorithmen und nicht zuletzt politische Fragen wie die der Umverteilung von Vermögen. Wir konnten uns bei diesem Thema von der Reportage über das große Feature bis zum wissenschaftlichen Vortrag alles vorstellen, was Radio kann und ich habe mit großer Freude beobachtet, dass die Kol-

legen aller drei Programme das auch voll ausgeschöpft haben.

Ich selbst habe, obwohl ich mich bei „Nova“ sonst eigentlich mehr um wissenschaftliche Themen kümmere, eine kleine Serie initiiert und betreut mit dem Titel #lovemyjob. Darin stellt uns Alexander Werth junge Leute vor, die sich ganz bewusst und trotz aller wirtschaftlichen Einschränkungen, aus Leidenschaft für ihre Arbeit in einem schlecht bezahlten Beruf entschieden haben. Wir lernen Niko, Nadine, Jule und Anton kennen, einen angehenden Fahrzeugsattler, eine Hauswirtschafterin, eine Buchhändlerin und einen Koch; außerdem die Tierärztin Sonja, die Krankenpflegerin Jana, die Schauspielerin Angelina und das Friseurpärchen Mara und Merwan. Sie alle leben von der Hand in den Mund, weil ihre Arbeit kaum zum Leben reicht.

Grit Kienzlen, Redakteurin, Deutschlandfunk Nova

KAPITEL 1

WORÜBER REDEN WIR? KLASSE, ARBEIT, WORKING CLASS



Deutschlandfunk, Politisches Feuilleton

ALLES PREKÄR ODER WAS? KARRIERE EINES BEGRIFFS

Mit der Diskussion um die Hartz-IV-Reformen wurde ein neuer Begriff in den Sprachgebrauch gespült: Prekarität. Keine 20 Jahre später wird „prekär“ geradezu inflationär verwendet. Der Autor Timo Rieg sieht darin mehr als eine sprachliche Modeerscheinung.

Die Lage ist prekär. Die Gesamtlage. Alle Medien sind voll mit entsprechenden Nachrichten.

Die Nahrungsmittelpreise explodieren, 828 Millionen Menschen sind chronisch unterernährt. „Besonders prekär sei die Lage derzeit in Somalia, Kenia und Äthiopien“, heißt es im Deutschlandfunk. Zur Energiekrise kommentiert der Münchner Merkur: „Deutschlands Lage ist so prekär, dass es im Winter auf keine seiner wenigen verlässlichen Energiequellen verzichten kann, auch nicht auf die drei letzten Atommeiler.“

Wo kommt der inflationäre Gebrauch her?

Es dürfte noch keine zwei Jahrzehnte her sein, da war Prekarität nur ausgesuchten Soziologen geläufig. Sie bezeichneten damit instabile Beschäftigungs- und Lebensverhältnisse. Dann kamen die Arbeitsmarktreformen der Schröder-Fischer-Regierung ab Ende 2002, bis heute vor allem mit dem Begriff „Hartz IV“ verbunden.

Und 2006 erschien eine viel beachtete Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung unter dem Titel „Prekäre Arbeit“, in der die

Worte „Prekariat“ und „Prekarier“ noch in Anführungszeichen gesetzt wurden. Zutreffend prognostizierte diese Studie den Begriffen „Prekäre Beschäftigung, Prekarität und Prekarisierung“ denn auch gleich eine „steile Karriere.“

Nichts ist mehr hundertprozentig sicher

Seitdem ist jedenfalls vieles prekär geworden. Vor allem Arbeitsverhältnisse: Sogenannte Minijobs und Teilzeitstellen, aber auch Soloselbstständige, Künstler, freie Journalisten und viele Wissenschaftler gelten als prekär beschäftigt, wenn keine anderen Einnahmen oder Vermögen vorhanden sind, die finanzielle Sicherheit garantieren können.

Dabei ist nichts hundertprozentig sicher. Ist nicht eigentlich das ganze Leben wenigstens potenziell „prekär“? Und ist es nicht problematischer zu glauben, alles andere sei nicht-prekär und damit sicher? Schließlich wird „prekär“ auch als Abgrenzung genutzt, insbesondere beim Wohlstand. Prekarier gehören in den Augen vieler zur Unterschicht, von der man sich distanzieren möchte.

Dabei kann es so schnell gehen. So etwas Banales wie Heizungswärme galt uns im reichen Deutschland bis gerade eben noch als Selbstverständlichkeit. Nun wird über Wärmehallen gesprochen, in denen im Winter unterkommen soll, wer sich das Heizen der eigenen Wohnung nicht mehr leisten kann.

Natürlich ist nicht alles „in einer Weise geartet, die es äußerst schwer macht, die richtigen Maßnahmen oder Entscheidungen zu treffen, aus einer schwierigen Lage herauszukommen“, wie uns der Duden das Adjektiv „prekär“ erklärt. Aber: Alles kann prekär werden, unsere Gesundheit, der Frieden, die Trinkwasserversorgung.

Darauf mit totaler Prekarisierungsangst zu reagieren, ist sicherlich nicht hilfreich. Aber auch die Dinge im Auge zu behalten, die uns gesichert und selbstverständlich erscheinen, und sich gegebenenfalls lieber frühzeitig um sie zu sorgen, das könnte uns die ein oder andere prekäre Lage ersparen. _

Timo Rieg, freier Journalist und Buchautor

Gastbeitrag von Nicole Mayer-Ahuja, Monatsheft Das Magazin 01/2022

DIE „WORKING CLASS“ IN DEUTSCHLAND

Wer von „Klasse“ spricht, rührt am bundesdeutschen Fundamentalmythos: Hier spielen Ungleichheit, die aus der sozialen Organisation von Arbeit herrührt, keine oder eine schwindende Rolle. Dieser Mythos wird zunehmend brüchig: Klasse wird erfahren, prägt Arbeitsbedingungen, versperrt Lebenschancen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg galt (West-)Deutschland als Staat, in dem Lohnarbeit besonders gut abgesichert war. Wer seine Existenz durch Verkauf der eigenen Arbeitskraft

sicherte, war meist gesetzlich sozialversichert. Das Arbeitsrecht wurde immer weiter ausgebaut. Arbeitskraftmangel, aber auch starke Gewerkschaften und Betriebsräte (speziell in der „großen Industrie“) sorgten dafür, dass Löhne und Gehälter kontinuierlich stiegen und eine besondere Form sozialpolitisch wie tariflich abgesicherter Lohnarbeit entstand: das „Normalarbeitsverhältnis“ (NAV). Es war nie in dem Sinne „normal“, dass es für alle gegolten hätte: Viele Frauen waren nicht oder in Teilzeit erwerbstätig, und Migrant*innen arbeiteten oft mit reduziertem Schutz. Aber der Anteil derer, die ein NAV hatten, wuchs kontinuierlich, und es prägte die Vorstellungen von einer guten, ordentlichen Arbeit.

Mitte der 1980er wendete sich das Blatt: Im Zeichen steigender Arbeitslosigkeit förderten Regierungen (fast) aller Couleur Jobs, die hinter NAV-Standards zurückblieben. Mehr rechtliche Spielräume für Leiharbeit und Befristungen, regelmäßige Erhöhungen der Einkommensgrenzen für Minijobs (die von der Sozialversicherung ausgeschlossen sind), die Förderung von Alleinselbstständigkeit (etwa als „Ich-AG“) und größerer Druck auf Arbeitslose, weil „(fast) jeder Job besser als keiner“ sei – all das summierte sich zu einer Politik der Prekarisierung, welche die Arbeits- und Lebensbedingungen von immer mehr Menschen verschlechterte. Gerhard Schröder (SPD) betonte 2005: „Wir haben einen der besten Niedriglohnsektoren aufgebaut,

den es in Europa gibt.“ Heute lebt etwa jede*r vierte abhängig Beschäftigte in diesem Teil des Arbeitsmarktes „von der Hand in den Mund“.

Unternehmen können durch prekäre Randbelegschaften Personalkosten senken und die Stammbeslegschaft stabilisieren – in Krisenzeiten (etwa ab 2008 oder in der Pandemie) werden Leiharbeiter und Minijobber*innen als Erste nach Hause geschickt. Für Beschäftigte hingegen heißen geringe Löhne: von Partner oder „Aufstocken“ abhängig, auf mehrere Jobs angewiesen, von Armut im Alter bedroht zu sein. Prekäre Arbeitsverträge bedeuten, das eigene Leben nicht planen, bestehende Rechte nicht durchsetzen zu können, weil man selbst den miesesten Job nicht verlieren will. Man leistet viel (etwa in Verkauf, Paketzustellung oder industrieller Hilfsarbeit), körperlich wie psychisch, erhält aber wenig gesellschaftliche Anerkennung. Wer häufig den Job wechselt, kennt Kolleg*innen oder Kund*innen kaum, und wer weder durch Betriebsrat noch Gewerkschaft vertreten wird, steht dem Unternehmen im Konflikt allein gegenüber. Diese Erfahrungen hat die „Working Class“ seit jeher gemacht, doch dreierlei ist neu: Wie deutlich das Machtgefälle zwischen Kapital und Arbeit nach jahrzehntelanger gezielter „Entsicherung“ von Arbeit (wieder) hervortritt. Dass Prekarisierung, aber auch Arbeitsdruck und die Missachtung professioneller Standards immer größere Teile der „arbeitenden Klasse“ betreffen (weil Renditevorgaben dazu führen, dass Kranke nicht so gepflegt, Werkstoffe nicht so geprüft, Gebäude nicht so gereinigt werden können, wie es notwendig wäre). Und dass Tätigkeiten in Pflege, Einzelhandel, Erziehung, Nahrungsmittelproduktion und -verteilung usw., die der Reproduktion von Arbeitskraft dienen und oft besonders prekär sind, neuerdings als „systemrelevant“ gelten.

Grund genug, den Blick darauf zu richten, wie in diesen Jobs gearbeitet und gelebt wird, wer Prekarität fördert und davon profitiert und wie sie beseitigt werden kann. Denn eine demokratische Gesellschaft verträgt dieses Ausmaß von Ungleichheit nicht.



Nicole Mayer-Ahuja, Professorin für die Soziologie von Arbeit, Unternehmen und Wirtschaft an der Georg-August-Universität Göttingen. Sie forscht seit Langem zu Fragen der Prekarisierung von Arbeit. Zuletzt hat sie mit Oliver Nachtwey das Buch „Verkannte Leistungsträger:innen. Berichte aus der Klassengesellschaft“ veröffentlicht.

Deutschlandfunk, Aus Kultur- und Sozialwissenschaften

DIE MACHT GESELLSCHAFTLICHER CODES

Nicht nur ökonomisches Kapital kann für die Lebensgestaltung nützlich sein, sondern auch soziales und kulturelles Kapital. Dazu zählt das Beherrschen gewisser Umgangsformen, denn das kann so manche Tür im Leben öffnen. Doch was, wenn die Türen zu bleiben? Was für Folgen hat es, wenn jemand die Umgangsformen sozioökonomisch besser gestellter Schichten nicht beherrscht?

„Da wird ökonomisches Kapital der Familie in das kulturelle Kapital der Kinder investiert. Diese Kinder mit höherem Bildungsabschluss haben eine deutlich bessere Chance, später eine bessere berufliche Position zu bekommen mit höherem Gehalt. Und diese Berufspositionen haben auch Netzwerke, die andere Vorteile ermöglichen. Das geht dann über soziales Kapital.“

Thomas Abel, Professor für Public Health, Institute of Social and Preventive Medicine, Universität Bern

Der Einfluss von dem, was der französische Soziologe Pierre Bourdieu mit den Begriffen des sozialen und kulturellen Kapitals in eine Theorie brachte, ist vielfach belegt: Nicht nur Geld kann für das Erreichen der Lebensziele nützlich sein, sondern auch Bildung, Bücher, Beziehungen sowie das Kennen und Beherrschen gewisser Umgangsformen und Handlungsoptionen.

Umgangsformen in Schule und Beruf

Bereits in der Schule zeigt sich, dass beispielsweise Arbeiterkinder bei gleicher Leistung weniger wahrscheinlich eine Empfehlung für eine Schule mit höherem Leistungsniveau erhalten. Ein bestimmtes Auftreten, Umgangsformen oder auch der Sprachgebrauch kann Kindern unbewusst negativ ausgelegt werden. Nach der Schule geht es weiter. Wer Leute kennt, die wissen, was Personaler hören wollen, hat schon mal Vorteile.

Kadim Tas erinnert sich, wie ein Junge einmal auf den Vorschlag, einen Anzug zu tragen, reagierte. Er ist Vorstand bei Joblinge – einer Initiative, die jungen Menschen mit schwierigen Startbedingungen beim Berufseinstieg hilft und hat



viel Erfahrung mit abgelehnten Bewerbungen gesammelt. Eine von vielen möglichen Quellen der Verunsicherung: Der Dresscode im Bewerbungsgespräch. Über Schule und Beruf hinaus kann das Beherrschen gewisser, vermeintlich angebrachter Umgangsformen ein Leben lang eine Rolle spielen, auch in so essenziellen Bereichen wie der Gesundheit. So zeigen Studien, dass das Auftreten Einfluss auf die Arzt-Patienten-Kommunikation hat: Wer spricht wie lange? Wer kann ausreden, wer wird unterbrochen?

Kulturelles Kapital und die soziale Position

Nach Bourdieu spielen die verschiedenen Kapitalformen zusammen und werden ineinander umgewandelt. Ein Beispiel: Mögliche Auswirkungen, wenn sich eine Familie Nachhilfe leisten kann.

Dieses komplexe Zusammenspiel und die damit zusammenhängende systematische Benachteiligung bestimmter Bevölkerungsgruppen ist ein akutes Problem. Immer wieder werden Schul- und Bildungsreformen sowie mehr politische Repräsentation aller Milieus gefordert. Auch politische Transformation und mehr Bürgerbeteiligung scheinen wichtige Stellschrauben. Bloßes Helfen und Versorgen reicht jedenfalls nicht aus, beobachtet Kadim Tas bei den Joblingen. Und auch in der Gesundheitsförderung gibt es die Tendenz weg von paternalistischen Hilfsangeboten, hin zu mehr Empowerment. Aber auch da sollte berücksichtigt werden: Nicht jeder hat Zugang zu solchen Angeboten.

Luca Rehse-Knauf, freier Redakteur und Autor, Deutschlandfunk



Deutschlandfunk, Essay und Diskurs

DIE WOHLSTANDSILLUSION

Es ist die deutsche Variante des „American Dream“, das Versprechen an die Kinder „Ihr sollt es einmal besser haben.“ Allein: Es trägt in vielen Fällen nicht mehr. Journalistin Julia Friedrichs hinterfragt in ihrem Sachbuch „Working Class: Warum wir Arbeit brauchen, von der wir leben können“ die Wohlstandsillusion.

Sind Sie schon einmal gegen die Fahrtrichtung auf eine Rolltreppe gestiegen und haben versucht, gegen die abwärts gleitenden Stufen

anzuarbeiten? Es ist ein ungutes Gefühl. Man tritt und tritt und kommt doch nicht voran. Oder anderes Beispiel: Haben Sie schon einmal einen Fahrstuhl benutzt, der plötzlich ruckelte und stockte und dann – statt Sie in die oberen Etagen zu befördern – einfach steckenblieb?

„Broken Elevator – ein kaputter Fahrstuhl, der den Aufstieg in höhere gesellschaftliche Etagen verhindert.“

Ein kaputter Fahrstuhl

Genau diese beiden Situationen nutzen Ökonomen als Metaphern, um die Lage vieler jüngerer Menschen zu charakterisieren: „Running to stand still“ – rennen, um stehen zu bleiben, also nicht abzugleiten. Broken Elevator – ein kaputter Fahrstuhl, der den Aufstieg in höhere gesellschaftliche Etagen verhindert.

Anfang Dezember 2021 hat die OECD gemeinsam mit der Bertelsmann-Stiftung eine große Studie zur Lage der Mittelschicht veröffentlicht. Die Diagnose: In der jüngeren Generation wird das Aufstiegsversprechen der sozialen Marktwirtschaft in Reihe gebrochen. Laut der Studie ist „die deutsche Mittelschicht kleiner als noch Mitte der 1990er-Jahre. Zwischen 1995 und 2018 ist sie geschrumpft.“

Überlange Jahre stagnierte das verfügbare Einkommen und damit der Lebensstandard vieler Haushalte der Mitte. Jüngere seien von diesen Entwicklungen heftiger betroffen als Ältere. Wörtlich heißt es: „Seit der Zeit der Babyboomer ist es für jede nachfolgende Generation schwieriger geworden, in die mittleren Einkommensgruppen aufzusteigen.“

Und das, obwohl der Boom der Wirtschaft vor der Pandemie konstant und robust war. Obwohl die jüngere Generation mehr Zeit und Mühe in die eigene Bildung investiert hat als die vor ihr. Obwohl etliche Unternehmen schon lange über Fachkräftemangel klagen.

Auch die Messungen des Wirtschaftswissenschaftlers Timm Bönke stützen den Befund. 90 Prozent derer, die in den Wirtschaftswunderjahren zur Welt kamen, verdienten mehr als ihre Eltern. Timm Bönke: „Für die danach aber gilt das so nicht mehr. Nur jedem Zweiten der 1980 Geborenen gelingt es, das verfügbare Einkommen der Eltern zu übertreffen.“



Nun steigen natürlich auch Jüngere noch immer die Treppe des Lebens hinauf. Oder – vermutlich trifft das es eher – beginnen ihren Weg schon auf einem der oberen Absätze. Junge Menschen nämlich, die erben: Vermögen, Bildungstitel, Kontakte.

Wer gegen den Abstieg anrennt, lässt sich recht präzise umreißen. Es sind die Nicht-Erben aus den Reihen der Nach-Baby-boomer, die kein Vermögen haben, die allein auf ihrer Hände, ihrer Köpfe Arbeit angewiesen sind. Die Working Class – die Arbeiterklasse.

Deren Aufstiegschancen sind seit 1995 gesunken. Die „Working Class“ hängt im „Broken Elevator“ fest, auf der Rolltreppe rennt sie, um sich zu halten.

„Rund 1.700 Euro verdient Sait im Monat.“

Der Mann mit dem Putzwagen

Sait zum Beispiel. An jedem Arbeitstag befüllt er um 6:30 seinen Putzwagen. Seit 18 Jahren reinigt er Berliner U-Bahnhöfe. Er leert die Mülleimer, er fegt, er wischt, wenn es Flecken gibt: irgendwas Vergossenes, trockenen Urin, Kotreste. Sein Plan gesteht ihm 40 Minuten pro Bahnhof zu. Braucht er länger, hat er ein Minus, und um das Minus wieder hereinzuholen, muss er an der nächsten Station noch schneller arbeiten. Im Herbst 2019 verdient Sait 10,56 Euro brutto pro Stunde. Inzwischen sind es knapp über 12. Dafür soll er aber mehr Bahnhöfe in weniger Stunden schaffen. Seine Schicht wurde verkürzt. Rund 1.700 Euro verdient Sait im Monat. Er hat zwei Kinder. Der große Sohn macht inzwischen eine Lehre und verdient dazu. Zum Glück. Denn vorher ging Sait zum Amt und ließ seinen Lohn aufstocken. Dass sich jemand wie er ein gutes Leben leisten kann, sei vorbei, sagt Sait und fasst damit all die Statistiken und Studien, die zur Lage von Arbeitern wie ihm erschienen sind, nüchtern zusammen.

Dass Saits Arbeit notwendig und sinnvoll ist, ist unstrittig. Warum also soll jemand wie er keinen Anspruch darauf haben zu hoffen, dass er auf diese Arbeit ein sicheres, ein gutes Leben bauen kann?

Eine Generation zuvor war das noch möglich. Sogar für Ungelehrte. Auch Saits Vater war Working Class in Berlin. Er arbeitete als Fahrer auf dem Berliner Großmarkt. Die Mutter war Hausfrau. Drei Kinder hatte die Familie. Damals, sagt Sait, sei mit nur einem Einkommen ein gutes Leben möglich gewesen. Die Familie hätte eine geräumige Wohnung mieten können, sei ins Restaurant gegangen, in den Urlaub gefahren, sogar sparen konnte sein Vater. Ob das, wie manche Ältere behaupten, daran liegt, dass sie genügsamer waren? Fakt ist auf jeden Fall, dass Saits Vater damals inflationsbereinigt mehr verdiente als sein Sohn heute und ihn das auch wissen lässt. Sein Vater sage immer: „Mit deinem Lohn habe ich meinen Arsch abgewischt.“ In den Worten des Spitzenökonomens Marcel Fratzscher klingt das so: „Der Anteil junger Menschen mit einem niedrigen und mittleren Bildungsniveau, die es in die Mittelschicht schaffen, nimmt dramatisch ab.“ Oder, wie es Bettina Kohlrausch, wissenschaftliche Direktorin am Forschungsinstitut der Hans-Böckler-Stiftung, formuliert: „Erwerbsarbeit ist kein Sicherheitsversprechen mehr“, insbesondere für die Jüngeren.

Im ersten Corona-Frühjahr erlebte die Working Class einen kurzen Frühling des Respekts, gar der Verehrung. Plötzlich galten all diejenigen, die – wie Sait – sonst weitestgehend unbeachtet reinigen oder pflegen oder kassieren, als Krisenhelden. Im Deutschen Bundestag erhoben sich die Abgeordneten – stehender Beifall für all die, die mit ihrer Arbeit „buchstäblich den Laden am Laufen halten“, wie Kanzlerin Angela Merkel dankte.

Wenn man im kaputten Aufzug steckt, mag diese Aufmerksamkeit zunächst tröstlich wirken. Wichtiger wäre für die Festsitzenden aber, dass der Lift schnell wieder anfährt. Was bei der Reparatur helfen würde, weiß man: höhere Löhne, eine Umverteilung der Steuerlast von der Arbeit hin zu den Vermögen, Wohnungen, die sich auch die Working Class leisten kann, Schulen, die alle bilden, eine soziale Absicherung, die alle Generationen trägt. Wer sich anstrengt, muss etwas erreichen können. Saits Rentenbescheid verheißt ihm aktuell 739 Euro.



Julia Friedrichs, Journalistin und Filmemacherin, Autorin von Sachbüchern, zuletzt 2021 „Working Class. Warum wir Arbeit brauchen, von der wir leben können“.



Deutschlandfunk Nova, DeepTalk

WIR WAREN REICH AN WISSEN UND BILDUNG UND ARM AN GELD

Francis Seeck forscht zum Thema Klassismus – also der Diskriminierung aufgrund von sozialer Herkunft oder Position.

Francis sagt: Klassismus fördert soziale Ungleichheit und wird als Diskriminierungsform bisher viel zu wenig beachtet. Francis selbst hat Klassismus schon als kleines Kind erlebt.

In Francis Kita-Zeit gab es eine Erzieherin, die Francis und Francis Mutter immer sehr genau beobachtet hat. Als Francis einmal vom Wochenende erzählen soll, berichtet Francis stolz, dass sie in der Pizzeria waren. „Und dann kam so ein Spruch: Ach, dass ihr euch das leisten könnt, ihr bezieht doch Sozialhilfe.“ Vorurteile gegenüber erwerbslosen Menschen hat Francis also schon früh erlebt.

„Das Gefühl der Scham spielt immer eine große Rolle.“

Dass es sich dabei um Klassismus handelt – den Begriff kannte Francis damals noch nicht. Aber ein Bewusstsein dafür, dass Menschen aufgrund von Klassenzugehörigkeit eingeordnet oder bewertet werden, hatte Francis schon früh, da Francis Mutter Erwerbslosenaktivistin war und unter anderem Hartz-IV-Proteste mitorganisiert hat. „Wir waren reich an Wissen und Bildung und arm an Geld“, sagt Francis.

Heute ist Francis promovierte Kulturanthropolog*in und Antidiskriminierungs-

„Ich bin mit einem sehr großen Klassenbewusstsein aufgewachsen.“

trainer*in und forscht zum Thema Klassismus und soziale Ungleichheit an der HU Berlin. Klassismus ist – ähnlich wie Rassismus oder Sexismus – eine Diskriminierungsform und beschreibt die Diskriminierung von Menschen aufgrund sozialer Herkunft oder Position. Klassismus richtet sich also beispielsweise gegen arme, erwerbslose, wohnungslose Menschen und/oder gegen Arbeiter*innen. Und Francis sagt: Klassismus ist eine bisher viel zu wenig beachtete Form der Diskriminierung – es gibt bisher beispielsweise keine rechtliche Grundlage, um dagegen zu klagen.

„Klassismus prägt unsere ganze Gesellschaft, ist aber überhaupt nicht anerkannt.“

Dabei führt Klassismus laut Francis dazu, dass sich soziale Unterschiede verstärken, die soziale Ungleichheit wächst. Außerdem führt er bei Betroffenen dazu, dass sie den Fehler bei sich selbst suchen: „Klassismus wirkt oft nach innen, führt zu Scham und Selbststigmatisierung“, sagt Francis.

Rahel Klein, Moderatorin bei Deutschlandfunk Nova



Deutschlandfunk, Gastkommentar von Sara Buschmann, Solomütter e. V.



ARMUTSRISIKO FÜR ALLEINERZIEHENDE

Diese Krise wird manche Menschen in Armut stürzen, das sollte die Bundesregierung klar benennen und gegensteuern, kommentiert Sara Buschmann vom Verein Solomütter. Besonders gefährdet seien Alleinerziehende und ihre Kinder.

Alleinerziehende sind besonders von Armut bedroht – das gilt schon in Nichtkrisenzeiten und nun ganz besonders

– und doch spielen sie in der laufenden Entlastungsdebatte kaum eine Rolle. Dabei stellt sich die Frage: Sollten Ein-Eltern-Haushalte nicht deutlicher entlastet werden? Schon jetzt berichten Alleinerziehende, dass die Hälfte ihres Einkommens für Miete draufgeht. Steigende Lebensmittelpreise, höhere Energiekosten – das verschärft die ohnehin nicht immer leichte Situation von Ein-Eltern-Familien. Finanzielle Puffer gibt es kaum, Sorgen dagegen umso mehr, die auch die Kinder spüren. Diese Familien dürfen nicht durchs Raster fallen.

Die Kosten werden verlagert – von der öffentlichen Hand zum privaten Haushalt.

Ihre Perspektive, meine Perspektive, sind wichtig: Nehmen wir das Beispiel Sportstätten. In einigen Sporthallen wurde das warme Wasser schon abgestellt – wer sonst nach dem Vereinssport die Dusche nutzte, um zu Hause zu sparen, hat nun das Nachsehen. Die Kosten werden verlagert – von der öffentlichen Hand zum privaten Haushalt.

Mehr als nur Wohlstandsverluste

Es heißt immer wieder: Diese Krise werde Wohlstandsverluste mit sich bringen, für einige heißt es aber auch: Sie werden arm. Auch das sollte die Bundesregierung klar benennen und gegensteuern.



Sara Buschmann, studierte Designerin, ehemalige TV- und Hörfunk-Redakteurin und seit rund 15 Jahren im Bereich PR, Marketing und strategische Kommunikation tätig. Seit 2018 alleinerziehend und Gründerin der digitalen Plattform „Solomütter“.

Wie schnell man in die Armut abrutschen kann, habe ich selbst erlebt: 15 Jahre lang war ich beruflich abgesichert, ohne finanzielle Sorgen. Mit der Elternschaft änderte sich das von einem Tag auf den anderen – ein befristeter Vertrag wurde nach der Elternzeit nicht verlängert – privat ungefähr zeitgleich ging die Beziehung zum Kindsvater in die Brüche. Alleinerziehend mit Säugling auf Jobsuche – das ist ein Kraftakt – vor allem, wenn es kaum Kitaplätze gibt, wenn Überstunden noch immer gängige Firmenkultur sind und dann noch eine Pandemie oben draufkommt.

Auch nach 17 Jahren Vollzeitarbeit und gutem Einkommen blieben nur 1.103 Euro Arbeitslosengeld I. Als Berechnungsgrundlage diente nicht die lange Berufstätigkeit, sondern die letzten Teilzeitsjobs. 1.103 Euro – der ALG2-Satz wäre 94 Euro höher gewesen. Es blieben als Optionen: Wohngeld oder Aufstockung mit Hartz-IV. Wohngeld war das leichtere Mittel der Wahl. Das Geld reichte vorne und hinten nicht. Eine belastende Situation, die von außen nicht erkennbar war, denn Armut ist nicht immer sichtbar.

43 Prozent der Ein-Eltern-Familien gelten als einkommensarm

Das Risiko, in Armut zu leben, ist für alleinerziehende Familien von allen Familienformen am höchsten, so die Bertelsmann Stiftung. 43 Prozent der Ein-Eltern-Familien gelten hierzulande als einkommensarm. Und das, obwohl fast die Hälfte der alleinerziehenden Mütter schon in Vollzeit arbeitet. Sie nun zu entlasten, ist auch deswegen wichtig, weil es um die Jüngsten in der Gesellschaft geht: um die Kinder.



Deutschlandfunk Kultur, Kakadu – Das Magazin

WANN IST MAN ARM? GELD UND TEILHABE

Es heißt, Geld macht nicht glücklich. Aber einen Unterschied macht Geld schon. Schwimmbad, Kino, Klassenfahrt? Wer mehr hat, hat Möglichkeiten. Wer wenig hat, muss häufig draußen bleiben. Eine Sendung über Armut.

Armut ist viel alltäglicher, als wir manchmal so glauben. Sie zeigt sich nicht erst, wenn jemand Betteln muss oder kein Haus mehr hat. Das sind eher extreme Formen von Armut. Viel öfter ist es so, dass wir armen Menschen ihr Armsein gar nicht ansehen. In Deutschland ist etwa jedes fünfte Kind von Armut betroffen.

Das bedeutet, von 30 Kindern in einer Klasse sind womöglich sechs betroffen. Die können immer gut anzogen sein, spielen mit ihren Freundinnen und Freunden, sind manchmal frech, weinen und lachen wie alle Kinder auch. Aber manche Sachen sind dann eben doch anders:

Wenn der Ausflug ins Schwimmbad zu teuer ist.

Wenn die Einladung zum Geburtstag ausgeschlagen wird, weil kein Geld für ein Geschenk da ist. Oder die Klassenfahrt einfach zu viel kostet.

Olivier David kennt das alles. Der Journalist hat darüber ein Buch geschrieben. Auch er ist in Armut aufgewachsen und erinnert sich im Gespräch mit dem Kakadu daran, dass er sich früher oft geschämt hat. Wie geht es armen Kindern heute? Kann man Armsein erben? Und wie kann man unterstützen? Sprechen wir drüber.

Anh Tran, Autorin, Deutschlandfunk

Kakadu
Deutschlandfunk Kultur

Wann ist man arm?

„Arm sein, ist so ein Überbegriff für Leute, die nicht so viel verdienen wie andere.“

„Arme Leute erkennt man, wenn sie auf dem Boden sitzen und halt so sagen: Bitte gib mir Geld und so...“

„Wenn man keine eigenen Sachen mehr hat, kein Essen, kein Trinken, und wenn man kein Haus hat und so.“

Deutschlandfunk, Zur Diskussion

WENN AM MONATSENDE NICHTS BLEIBT: VON ZWEI-KLASSEN-GESELLSCHAFT UND AUFSTIEG ...

Was hilft Menschen, die arbeiten, deren Lohn aber dennoch nicht bis zum Monatsende reicht, wirklich? Was muss politisch geschehen, was steht dazu im rot-grün-gelben Koalitionsvertrag? Was kann aber auch eine gesellschaftliche Debatte bewirken?

Zum Auftakt des Denkfabrikjahres diskutierten Susanne Holtkotte, Reinigungsfachkraft und Autorin; Oliver Nachtwey, Soziologe an der Universität Basel; Marc Stöckli, der am ifo Institut - Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung an der Uni München e. V. zu Armut und Gerechtigkeit forscht, und Martin Rosemann, MdB, Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion für Arbeit und Soziales mit der Moderatorin Sina Fröhndrich.

Die zum damaligen Zeitpunkt geplante Anhebung des Mindestlohns auf zwölf Euro sei ein Schritt in die richtige Richtung, darüber war sich die Runde einig, denn, so Martin Rosemann, „es ist für eine Gesellschaft einfach verheerend, wenn Leute, die hart arbeiten, jeden Morgen aufstehen, sich an die Regeln halten, wenn die dann am Ende feststellen müssen, es reicht nicht mal, dass man Grundversicherungsniveau hat.“

Die Mindestlohnerhöhung zollt für Oliver Nachtwey den Menschen einen gewis-

sen Respekt. Allerdings, „wenn man es wie ein größeres Haus betrachtet, dann kann man sagen, das Kellergeschoß wird endlich mal trockengelegt und vernünftig sauber gemacht. Das heißt nicht, dass damit ein sozialer Aufstieg möglich ist. Aber immerhin ist ein tägliches Leben in Würde möglich.“

Dass Menschen aufstocken müssten, sei zum Teil auch politisch gewollt, befand Marc Stöckli: „Man könnte jederzeit auch ein Grundeinkommen einführen. Aber da gibt es auf jeden Fall einen politischen Willen, das nicht einzuführen.“ Die Gründe dafür seien unterschiedlich, aber eine zentrale Frage sei immer, welche Konsequenzen so ein Schritt habe, welche dynamischen Konsequenzen daraus entstünden. Zumindest gebe es in Deutschland bislang wenig Evidenz dafür, dass Mindestlöhne zu mehr Arbeitslosigkeit führten. Ob das in möglichen zukünftigen Krisen auch noch gelte, bleibe abzuwarten.

Ein weiteres Thema, das die Runde beschäftigte: Wie steht es um die Organisationskraft der Gewerkschaften, und wie muss Mitbestimmung im digitalen Zeitalter aussehen und organisiert werden?



„Selbst wenn ich mich bilden möchte, alles kostet Geld. Und wenn ich kein Geld habe, kann ich mir auch diese Bildung nicht leisten.“

Susanne Holtkotte

Doch auch der Blick auf die Arbeitskräfte im Niedriglohnsektor müsse sich verändern, sagt MdB Martin Rosemann: „Es muss am Anfang immer stehen, dass jede Tätigkeit, die notwendig ist, in der Gesellschaft den Respekt bekommt, den sie verdient. Und da hat derjenige, der den Cappuccino macht, halt den gleichen Respekt verdient wie der Akademiker, der den Cappuccino trinkt. Wir sollten aufpassen, dass die Debatte um Aufstieg und Bildung keine Schlagseite dadurch bekommt, dass es nur um akademische Bildung geht.“

Es werde immer einen Teil der Menschen geben, die weniger verdienen als andere, sagt Susanne Holtkotte mit Blick auf das Thema Bildung. „Das ist ja auch normal, aber man muss halt die Grundlage so schaffen, dass jeder eine vernünftige Lebensqualität hat. Und das ist für mich unabhängig von der Bildung.“

Sina Fröhndrich, Moderatorin und Redaktionsleitung „Meinung und Diskurs“, Deutschlandfunk

KAPITEL 2

WAS HEISST DAS IM ALLTAG? EINBLICKE IN PREKÄRE ARBEIT



Gastbeitrag von Semih Yalcin, Monatsheft Das Magazin 11/2022

ESSENKURIERE ALS DATENLIEFERANTEN

Die Essensbestelldienste verstehen sich in erster Linie als Technologieunternehmen. Sie kassieren Provisionen und Gebühren und schicken Fahrradkuriere durch die Städte. Dadurch hat der Wettbewerb des milliardenschweren Foodmarkts ein neues Gesicht bekommen.

Seit einigen Jahren sind die Kuriere der Lieferdienste die Markenzeichen auf den Straßen unserer Städte. Vorher tobten bereits die Marketingschlachten der Anbieter,

von den meisten unbemerkt. Dann kamen für die Unternehmen tausende Kuriere als Kostentreiber hinzu. Doch die Betreibergesellschaften hatten sich dazu schon Gedanken gemacht: Zunächst lagerte man das unternehmerische Risiko weitestgehend auf die neue Flotte aus. Nur die Arbeitskleidung, die die Marke im Stadtbild zeigt, wurde gestellt. Arbeitsmittel wie Fahrrad und Smartphone sollten die Kuriere selbst mitbringen. Eine Sache, die das Bundesarbeitsgericht 2021 wieder gerade stellte, nachdem ein Kurier sich durch alle Instanzen geklagt hatte. Strategisch sind die Fahrer für die Lieferdienste sehr wertvoll, da man mit ihnen neue Märkte erschließen und durch ihre Sichtbarkeit einen Kundenstamm aufbauen kann.

Apps tracken die Kuriere

Gelenkt werden die Kuriere hauptsächlich über E-Mail, die Disposition und durch die unternehmenseigenen IT-Systeme. Diese Apps, bei denen sich die Fahrer anmelden müssen, verarbeiten ihre personenbezogenen Daten. Sie tracken den Standort und bilden ein genaues Leistungs- und Verhaltensprofil des Kuriers ab, da jegliche Interaktion mit der App zur Kontrolle des Auslieferungsprozesses und zur Produktverbesserung registriert wird. Alles ohne Einwilligung und Wissen der Beschäftigten.

Mittlerweile konnten Verbesserungen der Arbeitsbedingungen bei fast allen Wettbewerbern erreicht werden: E-Bikes werden



Semih Yalcin, geboren in Köln, hat an der Universität Bonn Geschichte und Rechtswissenschaften studiert. 2016 fing er als Fahrradkurier bei Foodora an und war dort Teamleiter. Mittlerweile arbeitet er beim internationalen Online-Anbieter Just Eat Takeaway für deren Marke Lieferando. Seit fünf Jahren vertritt er die Interessen der Beschäftigten als Betriebsrat, zeitweise sogar im Aufsichtsrat der Delivery Hero SE. Nebenbei arbeitet er an verschiedenen Projekten und ist freiberuflich tätig.

gestellt und Kompensationen gezahlt. Fast alle Lieferdienste geben mittlerweile unbefristete Arbeitsverträge aus, Arbeitssicherheitsmaßnahmen werden kontrolliert. Zunehmend greift auch die Mitbestimmung um sich. Bei Lieferando existieren mittlerweile zehn Betriebsräte, die meisten auf Initiative der NGG (Gewerkschaft Nahrung-Genuss-Gaststätten) und des Gesamtbetriebsrats. Er setzte Wahlvorstände ein, die die Betriebsratswahl durchführten. Die Mitarbeiter der anderen Lieferdienste nahmen sich dieses Beispiels an. Trotz dieser Erfolge ist der größte Zankapfel immer noch die heimliche Verarbeitung der personenbezogenen Daten.

Prekäre Arbeit etabliert sich

Ein noch größeres Problem ist, dass sich prekäre Arbeit etabliert. Die meisten Kuriere sind jung, ausländischer Herkunft und haben wenig Erfahrung im Arbeitsleben. Sie sehen in ihrer Arbeit einen Nebenjob für eine absehbare Zeit, was zu einer hohen Fluktuation führt. Sie sind ideal, um auszutesten was Beschäftigten alles zugemutet werden kann. Im Hintergrund wird alles analysiert und die Basis dafür gelegt, möglichst niedrige Arbeitsstandards zu etablieren und auf andere Branchen übertragen zu können. So hoffen die Plattformbetreiber, eines Tages in der Liga der großen Digitalunternehmen mitspielen zu können, indem sie einen weltweiten Lieferservice aufbauen – auch auf dem Rücken der eigenen Kuriere und ihrer Daten.

Deutschlandfunk Kultur, Deutschland heute, Länderreport, 8-teilige Reihe der Landeskorrespondenten „Stützen der Gesellschaft“

STÜTZE DER GESELLSCHAFT

MICHAELA GROTHE, SCHULBEGLEITERIN

Es gibt Menschen in Deutschland, ohne deren Einsatz funktioniert unsere Gesellschaft einfach nicht. Sie sind unentbehrlich, aber das spiegelt sich nicht in dem Lohn, den sie für ihre Arbeit bekommen. Heute stellen wir Ihnen die Schulbegleiterin Michaela Grothe vor. Sie betreut Bela, einen Teenie mit Down-Syndrom.

ihm dann, was passiert ist und warum er sich entschuldigen sollte.

Wenn die 62-Jährige nach

siebeneinhalb Stunden Schule nach Hause kommt, ist sie platt. Für diesen Vollzeitjob bekommt sie gute 890 Euro netto im Monat. Finanziert wird die Stelle vom Jugendamt. Wie kann sie von 890 Euro leben?

„Ich bin Gott sei Dank gut verheiratet. Ja, es ist schon so in dem Bereich, wir leisten was, aber reich wird keiner in dem Job und leben kann auch keiner von dem Job. Es ist ein Job, den man sich leisten können muss.“

Felicitas Boeselager, Korrespondentin im Deutschlandradio, Landesstudio Nordrhein-Westfalen

Bela ist mit Trisomie 21 auf die Welt gekommen. Er geht inzwischen in die 8. Klasse. Michaela Grothe ist pädagogische Fachkraft und seit knapp drei Jahren Belas Schulbegleiterin.

Im Unterricht achtet sie darauf, dass es für Bela nicht zu viel wird: „Wenn ich merke, dass seine Konzentration nachlässt, dann versuche ich, ihn durch Erklärungen an dem Unterricht teilhaben zu lassen. Wie ich das merke? Kann ich Ihnen gar nicht sagen? Das ist eben halt so, wie er reagiert, was er macht oder schon alleine, wie er guckt. Ich meine, ich sitze siebeneinhalb Stunden neben diesem Kind, den kann ich lesen. Und dann weiß ich genau Bescheid. Und dann gehe ich in den Nebenraum und dann hat er seine Auszeiten.“

Denn die Schule mit ihrer Lautstärke und den anderen Kindern bedeutet für Bela auch Stress. Und manchmal kommt es zu Missverständnissen, weil Bela etwas sagt, das er nicht böse meint. Grothe erklärt



Deutschlandfunk Kultur, Kompressor

#ICHBINARMUTSBETROFFEN. SCHAM, NOT UND EINE VOLLE SCHNAUZE

Während die Kosten für Lebensmittel und Energie steigen und steigen, berichten Menschen auf Twitter von ihrem Leben in Armut. Dabei wenden sie sich auch gegen mediale Bilder, die arme Menschen als faul und inkompetent zeichnen.

Die Inflation steigt stark, besonders Waren des täglichen Bedarfs werden teurer, doch in der aktuellen Debatte um die Folgen der höheren Preise finden die Menschen mit geringem Haushaltseinkommen bisher nur wenig Gehör. Stattdessen werden an vielerlei Orten Stereotype aufgerufen und aktualisiert, wie man sie aus der Boulevardpresse und Reality-Formaten im Privatfernsehen kennt. Die Botschaft lautet in etwa: Arbeitslose sind faul, sie sind selbst schuld an ihrer Armut, und eigentlich kommen sie doch ganz gut auf Kosten der Allgemeinheit klar.

Toastbrot am Monatsende

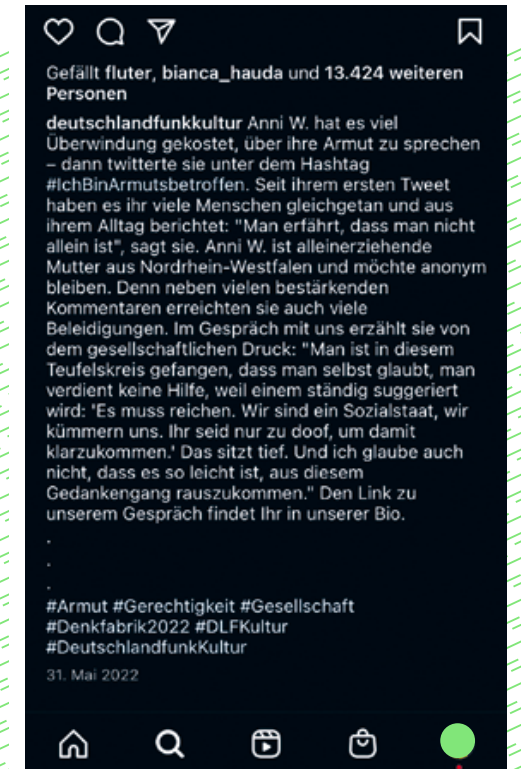
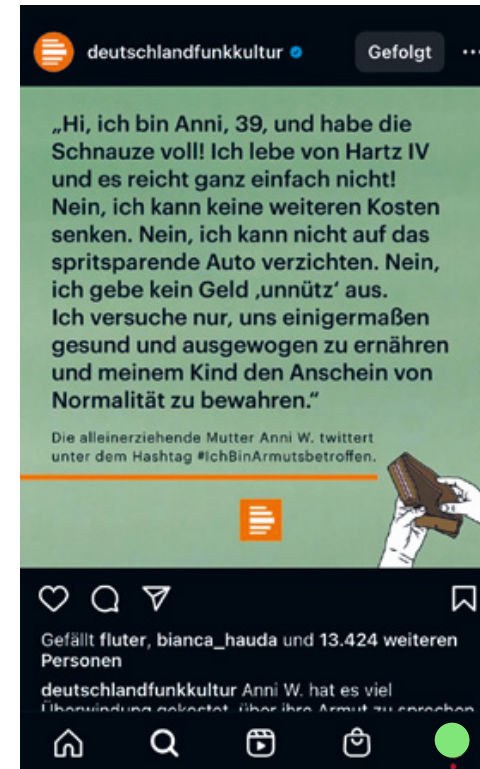
In diese Richtung gehen auch Artikel, die in den letzten Wochen immer wieder bei „Focus Online“ erschienen sind. Sie haben Titel wie „Wer am Monatsende nur noch Toastbrot isst, kann mit Geld nicht umgehen“. Oder: „Berliner Hartz-IV-Empfänger: 449 Euro Stütze sind eigentlich zu viel“. Hier gibt es auch eine Reihe von vermeintlichen Spartipps, mit deren Hilfe man auch jetzt noch gut über die Runde kommen soll. In Reaktion auf solche Berichte

„Ich bin 67 Jahre alt, Rentnerin, 90 Prozent schwerbehindert, ohne Rollator geht nichts mehr. Jeder Schritt tut weh. Jeden Donnerstag gehe ich zur Tafel zwei Kilometer entfernt. Ich habe 32 Jahre lang gearbeitet, davon 22 in Vollzeit. Meine Rente beträgt 770€. Ich werde nicht mehr stillhalten. Ich will, dass ihr uns seht.“

schrieb Anni W. ihre ersten Tweets mit dem Hashtag #IchBinArmutsbetroffen: „Hi, ich bin Anni, 39 und habe die Schnauze voll! Ich lebe von Hartz IV und es reicht ganz einfach nicht!“

Artikel, die Menschen beschämen

Anni W. ist alleinerziehende Mutter aus Nordrhein-Westfalen und möchte aufgrund von Beleidigungen und anderen negativen Reaktionen anonym bleiben. Artikel wie oben machen sie wütend. Diese dienen „einfach nur dazu, Menschen zu beschämen“. Seit ihrem ersten



Tweet haben es ihr zahlreiche Menschen gleichgetan und ebenfalls aus ihrem Alltag berichtet: „Man erfährt, man ist nicht allein“, sagt Anni W.

Im Teufelskreis gefangen

Die Scham zu überwinden, über die eigene Not zu sprechen und Hilfe anzunehmen, das seien große Hürden, sagt Anni W.: „Man ist in diesem Teufelskreis gefangen, dass man selbst glaubt, man verdient keine Hilfe, weil einem ständig suggeriert wird: Es muss reichen. Wir

sind ein Sozialstaat, wir kümmern uns. Ihr seid nur zu doof, um damit klarzukommen. Das sitzt tief. Und ich glaube auch nicht, dass es so leicht ist, aus diesem Gedankengang rauszukommen. Ich spüre das bei mir selbst. Und ich glaube, anderen geht es da sogar noch wesentlich schlimmer.“

Gesa Ufer, freie Redakteurin, Deutschlandfunk Kultur

Deutschlandfunk Kultur, Deutschland heute, Länderreport, 8-teilige Reihe der Landeskorrespondenten „Stützen der Gesellschaft“

STÜTZE DER GESELLSCHAFT

ANNA-MARIA SCHULZ, AMBULANTE PFLEGEKRAFT

Ihrer 91 Jahre alten Patientin geht es heute nicht gut, erfährt Anna-Maria Schulz schon an der Haustür von Ehepaar Mut. Die 38-Jährige trägt weiße Hose, Kurzarmshirt, Turnschuhe und FFP2-Maske. Bei Rita Mut steht heute Morgen die große Körperpflege an, das heißt Duschen.

und Diabetesarznei aus den Alublister in die Boxen – immer mit Seitenblick auf die ärztliche Verordnung. Hier

kommt es auf Genauigkeit an.

Und schon ist die Patientin im violetten Nachthemd unterwegs in Richtung Badezimmer, nach Geschmack ihrer Pflegerin ein bisschen zu flott dafür, dass ihr gerade noch schwindlig war. Rita Mut steuert zielstrebig die barrierefreie Dusche an, dreht den Wasserhahn auf. Dabei ist der weiße Kunststoffhocker noch gar nicht so aufgestellt, dass sie sich bequem setzen kann. Die Altenpflegerin hilft, den Hocker richtig zu positionieren. Sicherheit geht vor. Nach Waschen, Abtrocknen und Eincremen kommt das, was Rita Mut nicht mag. Anna-Maria Schulz geht vor der sitzenden Seniorin in die Knie und zieht ihr enge beigefarbene Kompressionsstrümpfe an sagt: „Gut, dass es sie gibt, gell, besser als eine Thrombose.“ Rita Mut lacht, vergisst, dass die Strümpfe zwicken. Sie mag den Humor der Pflegerin.

Trotz Verantwortung und Termindruck, gestresst wirkt die Enddreißigerin nicht. Sie macht den Job mittlerweile ihr halbes Leben. Nach der Ausbildung blieben ihr 1.400 Euro netto, zuletzt nach einem Fernstudium mit Qualifikation als Diplom-Altenpflegerin und Weiterbildungen waren es 2.400 Euro. Unterbezahlt fühlt sich die Caritas-Mitarbeiterin damit nicht. Wenn es so wäre, hätte sie längst den Job gewechselt.

Anke Petermann, Korrespondentin im Deutschlandradio, Landesstudio Rheinland-Pfalz

Im Wohnzimmer stehen schon die Medikamente bereit. Anna-Maria Schulz verteilt die Tagesdosis in Plastikboxen auf vier Tageszeiten, das ganze sieben Mal für eine Woche. Schulz drückt Blutdrucksenker, Blutverdünner, Entwässerungstabletten



Deutschlandfunk Nova, Ab 21

WENN ZU HAUSE DAS GELD KNAPP IST

Wenn seine Klassenkameraden über Skiurlaube oder die Restaurants reden, in denen sie mit ihren Familien essen waren, kann Steven nicht mitreden. Er muss neben seinem Abitur dreimal die Woche arbeiten und seine Mutter zu Hause unterstützen – Geld ist wenig da. Der Soziologe Thomas Eilt Goes erklärt die Hintergründe für soziale Ungleichheit.

Steven ist 19 Jahre alt und hat schon früh gelernt: Geld ist wichtig. Denn bei ihm zu Hause fehlte es oft – und war deshalb ständig Thema. Zu Hause mithelfen, auf den kleinen Bruder aufpassen, einkaufen gehen und Briefe von Ämtern durchgehen, war für Steven normal.

Struktur für ein bisschen Freizeit

Damit Steven auch etwas Zeit für sich haben kann, muss er seinen Tag gut strukturieren, erzählt er. Schule und Job haben aber trotzdem Priorität. Denn im Hinterkopf denkt er bei seinen Entscheidungen immer auch schon die Konsequenzen für die Zukunft mit. Für ihn ist klar: Er will später in besseren Verhältnissen leben.

Deshalb ist ihm sein schulischer Erfolg besonders wichtig. Zum Glück deckt sich vieles von dem, was er in der Schule vermittelt bekommt, mit seinen Interessen, sagt er. Trotzdem setzt er sich selbst ziemlich unter Druck. Viele seiner Freunde würden sich kaum Gedanken darüber machen, wie weit ihre schulischen Leis-

„Statt über meine Erfahrungen reden und mich austauschen zu können, muss ich mich öfter erklären – etwa, warum ich noch nie ein Steak gegessen habe.“

Steven

tungen in die Zukunft reichen könnten. Steven überlegt sich bei jeder Klausur, ob ein schlechtes Ergebnis ihm nicht vielleicht Steine in den Weg legen könnte.

Fremder Habitus

Steven ist gut in der Schule und hat Freunde, trotzdem fühlt er sich manchmal auch fremd, etwa wenn der Lehrer über Skiurlaube witzelt und er nicht mitreden kann. In solchen Situationen fühlt er sich, als würde er auf einer anderen Ebene stehen. Auch viele seiner Freunde kommen aus ganz anderen Verhältnissen und haben nur wenige der Erfahrungen gemacht, die Steven von zu Hause kennt.



„Ich habe sehr früh gemerkt, dass mein einziger Weg aus dieser relativen Armut die Bildung ist.“

Steven

Dann muss er erst einmal seine Situation erklären – und erntet oft erstaunte Blicke.

Austausch und Menschen, die in einer ähnlichen Situation aufgewachsen sind wie er, hat Steven über den Verein Arbeiterkind.de gefunden. Dieser Verein unterstützt Kinder aus Arbeiterfamilien – egal ob in Sachen Finanzierung, Austausch, Zuspruch oder Hilfe bei einer Bewerbung.

Die Mittel für gutes Leben sind ungleich verteilt

Thomas Eilt Goes ist Sozialwissenschaftler und forscht zu sozialer Ungerechtigkeit. Entscheidend ist dabei immer noch,

in welche Klasse eine Person geboren wird. Denn das bestimmt maßgeblich, wie zugänglich gewisse Ressourcen, wie etwa Bildung und Einkommen, für eine Person sind. Diese Ressourcen sind in der Gesellschaft ungleich verteilt – und das ist nicht zufällig so: „Vereinfacht gesagt, ist das Glück der einen das Unglück der anderen Großgruppen in der Gesellschaft“, sagt der Sozialwissenschaftler.

Redaktion Deutschlandfunk Nova



Deutschlandfunk Nova, #lovemyjob, Traumjobs, die kaum zum Leben reichen

MARA UND MERWAN ARBEITEN IM FRISEURSALON

Mara und Merwan lernen sich vor vier Jahren bei der Arbeit kennen – und zwar privat und beruflich. Sie werden ein Paar und machen gleichzeitig drei Jahre lang die Ausbildung – in unterschiedlichen Friseursalons, aber in derselben Berufsschulklasse. Seit einem halben Jahr sind sie fertig.

Mara macht es am meisten Spaß, wenn sie neue Rezepturen zum Haarfärben anwenden kann. Sie mag es, kreativ zu arbeiten. Merwan freut sich, wenn sich seine Kund*innen nach einem Haarschnitt bei ihm wieder wohlfühlen.

Trotz Vollzeitjob kaum Geld

Der Blick auf ihre Lohnabrechnung ist für beide ernüchternd. Merwan verdient gerade mal so viel, wie der neue gesetzliche Mindestlohn vorschreibt: Rund 1.900 Euro brutto monatlich stehen auf seiner Lohnabrechnung. Mara hat nach einer teilweise hartnäckigen Diskussion mit ihrem Arbeitgeber 2.100 Euro brutto ausgehandelt. Nach Abzug von Miete, Spritgeld, Versicherungen und anderen Kosten bleiben ihnen jeweils 200 bis 300 Euro über.

Einen Teil von diesem Geld legen Mara und Merwan auch noch zur Seite, weil

sie auf die Meisterschule möchten. Dafür brauchen sie etwa 6.000 Euro pro Person.

Was fehlt: fairer Lohn und Anerkennung

Er und Mara wollen das in Zukunft anders machen. Sie wollen ihren eigenen Salon aufmachen – einmal natürlich, um selbst besser zu verdienen. Aber auch ihre Mitarbeitenden sollen es finanziell mal besser haben als in vielen anderen Betrieben. Für Fortbildungen und Arbeitsmaterial sollen sie zum Beispiel nichts draufzahlen müssen. Und mit dem Lohn wird hoffentlich noch etwas anderes besser, hofft Mara: das Image ihres Jobs.

Alexander Werth, Reporter bei Deutschlandfunk Nova



„Wir arbeiten laut Vertrag 40 Stunden die Woche. Es ist aber oft mehr, weil man oft keine Pause macht oder nur kurz Pause. Wenn man dann noch eine halbe Stunde länger bleibt, summiert sich das sehr schnell.“

Deutschlandfunk, Diskussionsrunde

BERUFSMUSIK ALS ARMUTSFALLE? „DIE BEDINGUNGEN SIND PREKÄR, ABER IHR HABT JA DEN APPLAUS“

Musikstudierende erwartet mehrheitlich eine freiberufliche Existenz. Der Ruf nach mehr staatlicher Unterstützung der freien Kulturszene wird immer lauter. Was kann oder muss die Gesellschaft hier leisten?

Dass sich der Traum von einer Musikerkarriere wacker hält, zeigt schon die Flut an Castingshows im Fernsehen. Von der Realität eines Profimusikers haben aber die wenigsten eine Ahnung. Jahrelanges hartes Üben, oft schon als Kind, ist die Voraussetzung, um überhaupt einen Studienplatz an einer der deutschen Musikhochschulen zu ergattern. Und auch dann ist ein guter Hochschulabschluss keine Garantie für späteren Erfolg.

Pianistin Ragna Schirmer

Eine besonders verletzende Erfahrung erlebte die Pianistin Ragna Schirmer zu Beginn ihrer Studienzzeit bei einer Aufnahme: „Es stellte sich heraus, dass mein Name nicht mal erscheinen sollte auf dieser CD, weil der Dirigent meinte, es ginge um das Orchester und um ihn und die Pianistin wäre nicht so wichtig. Es war immerhin ein Mozart-Klavierkonzert und ich dachte, schade, dass die Solistin nicht genannt wird. Und dann habe ich mich da juristisch erkundigt und dann hieß es, ja, dann müsste jetzt Ihr Wert festgelegt wer-

„Die traurigsten Gagen liegen im Minusbereich.“

Ragna Schirmer, Pianistin

den, was dann irgendwie der Inhalt einer juristischen Auseinandersetzung wäre. Und das wollen Sie nicht erleben, dass wir jetzt darüber diskutieren, was Ihr Wert ist.“

Der große Traum von der Solokarriere oder einer gutbezahlten Festanstellung erfüllt sich nur für eine Minderheit. Alina Huppertz, die im Juli 2022 ihr Gesangsstudium in Frankfurt am Main abgeschlossen hat, sieht der Zukunft dennoch gelassen entgegen. „Ich bin insofern sehr privilegiert, dass ich schon vor meinem Studium ein Lehramtsstudium absolviert habe“. Aber Bedingungen am Theater seien auch für festangestellte Sängerinnen und Sänger prekär, sagt Alina Huppertz.



Ohne Hilfestellung in den Beruf

„Und trotzdem wird ebendieses Narrativ aufrechterhalten: Ja, wer am Theater ist, hat es geschafft. Wir werden allerdings nicht besonders gut vorbereitet hinsichtlich der Fragen: Wie schließe ich Verträge? Wie gehe ich mit Agenturen um? Wie kann ich mich auch zusammenschließen in Gewerkschaften? Davon ist kaum die Rede. Stattdessen hatten wir eine externe Dozentin, die uns dann einfach nur diesen Normalvertrag Bühne vorgestellt hat.

Das ist der Tarifvertrag, den man bekommt, wenn man eine Festanstellung hat, vielleicht auch nur für zwei Jahre, also nicht für lange. Und dann noch gesagt hat, ja, die Bedingungen sind recht prekär,

aber ihr habt ja den Applaus. Und das hat mich schon sehr empört, zumal von allen anderen Bereichen, in denen man als Sängerin tätig sein kann, nicht die Rede war. Also zum Beispiel in der freien Szene, wo es tolle Fördermöglichkeiten gibt, die man beantragen kann. Wir lernen nicht, wie wir Anträge schreiben.“

Auf die Mehrheit wartet eine freiberufliche Existenz. Spätestens die Pandemie hat gezeigt, dass in der Freiberuflichkeit auch große soziale Risiken lauern. Bilden wir zu viele Musikerinnen und Musiker aus für einen Markt, in dem neben Spitzengagen immer öfter auch Dumpinglöhne gezahlt werden?_

Jochen Hubmacher, Musikredakteur, Deutschlandfunk

Deutschlandfunk Kultur, Deutschland heute, Länderreport, 8-teilige Reihe der Landeskorrespondenten „Stützen der Gesellschaft“

STÜTZE DER GESELLSCHAFT

HANS TRUMPFHELLER, LANDWIRT



Bauer Hans Trumpfheller gibt dem Traktorfahrer ein kurzes Signal, als der mit einem Strohballen auf der Ladeschaukel über den Hof rollt. Trumpfheller ist ein kräftiger Mann, Mitte 40, mit dunklem, kurzem Haar und Schnurrbart. Seine Familie bewirtschaftet den Hof im Odenwald-Dorf Momart schon seit mehreren Jahrhunderten, um Lebensmittel für die Region herzustellen. Reich ist man hier nie geworden. Die Böden sind nicht die besten.

könnte besser sein, erklärt Hans Trumpfheller im weitläufigen Ziegenstall, in dem mehr als 200 Tiere nach Öko-Richtlinien mit viel Auslauf auf Stroh gehalten werden können. Der Bio-

Vom Melken frühmorgens über das Ausmisten der Ställe in der Mittagszeit bis zum Futtermischen am Abend zieht sich der lange Arbeitstag in der Viehhaltung. Oft fallen bis zu zehn Stunden Arbeit täglich an und das Vieh muss auch an den Wochenenden versorgt werden. Urlaub gibt es selten. In dieser Mittelgebirgslage kommt ein selbstständiger Landwirt wie Hans Trumpfheller etwa auf einen Jahresverdienst von 30.000 Euro. Dafür arbeitet er im Schnitt 50 Stunden pro Woche. Die Angestellten eines Bauernhofs im Odenwald kommen auf circa 18.000 Euro brutto im Jahr.

hof müsste eigentlich 20 Euro für das Kilo Ziegenfleisch bekommen, damit sich die Haltung rechnet. Zurzeit noch völlig unrealistisch: „Der Deutsche kann mit Ziegenfleisch noch nicht sehr viel anfangen.“ Für den Ziegenkäse auf dem Hof gibt es eine eigene Käserei, aber auch hier muss die Familie bei geringem Einkommen viel Arbeit reinstecken.

Mit der Mistgabel spießt Hans Trumpfheller den Heuballen auf. Eigentlich liebt er seinen Beruf, den Umgang mit den Tieren im kleinen Odenwald-Dorf, in dem er inzwischen der letzte Vollerwerbsbauer des Ortes ist.

Trumpfheller vertreibt die meisten Produkte auch selbst, was oft mit großem Aufwand verbunden sei.

Ludger Fittkau, Korrespondent im Deutschlandradio, Landesstudio Hessen

Während das Bio-Rindfleisch aus dem Odenwald-Dorf sich noch gut verkaufen lässt, ist es mit dem Ziegenfleisch nicht so einfach. Nachfrage in der Region

Deutschlandfunk Kultur, Hintergrund Kultur und Politik, Literatur

WEGE NACH UNTEN. ARMUT IN DER LITERATUR

Der leere Bauch bringt große Kunst hervor – glauben zumindest manche Gutgenährte. Sicher ist, dass das Thema Armut nicht wenige Künstler im 19. Jahrhundert zu bedeutenden Romanen inspiriert hat. Jetzt ist die Armut zurück in der Literatur.

Wer von unten kommt, der hat es nicht leicht. Die Armut scheint an ihm zu kleben. Allerlei Steine werden dem Armen in den Weg gelegt. Anton Reiser muss sich immer wieder an fremde Mittagstische hocken und von Brosamen leben. Wenn sein Arbeitsherr, der Hutmacher Lobenstein, das Haus verlässt, zeichnet er Kreuze auf Brot und Butter. Die hungernden Lehrlinge und Gesellen sollen sich nicht an dem vergehen können, was ihm allein zusteht.

Der Schriftsteller Karl Philipp Moritz schildert 1785 in seinem berühmten Anti-Bildungsroman „Anton Reiser“, wie grausam die Lage des Armen ist und welche psychologischen Effekte ärgste Not zeitigt.

Die rapide Industrialisierung im 19. Jahrhundert bessert die Lage der Armen nicht, im Gegenteil. Sie löst die sozialen Bande, in denen die milde Gabe eine

Christenpflicht und Selbstverständlichkeit ist, und lässt Millionen Menschen trotz harter Arbeit

in den aus dem Boden schießenden Fabriken verarmen: Männer wie Frauen, alte und junge. Nicht nur der preußische Staat errichtet Kasernen in den unruhigen Arbeitervierteln. Der Arme ist kein Opfer, er ist der innere Feind.

Armut bleibt unausrottbar

Im 20. Jahrhundert werden die Mittel subtiler, die Armen bleiben jedoch arm und ihre Lage bitterernst. Annett Gröschner, Christian Baron und Julia Friedrichs beschäftigen sich in ihren Feuilletons, autobiografischen Recherchen und Sachbüchern mit Armut. Sie gehen mit offenen Augen durch die Welt.

Die Ansätze und Erzählweisen sind unterschiedlich. Aber am Anfang stehen eigene Erfahrungen, soziologische Forschungen und das Bedürfnis, die Stimme zu erheben. Ein Ergebnis ist Christian

„Ich bemerke Armut jeden Tag, ich lebe in Neukölln und sehe jeden Tag Menschen, die auf der Straße leben, ich sehe Menschen, die Flaschen sammeln eigentlich auch fast jeden Tag, und es ist eigentlich immer präsent ...“

Julia Friedrichs



„In den ersten Jahren meines Lebens war das Leben in Armut meine Normalität.“

Christian Baron

Barons autobiografischer Roman „Ein Mann seiner Klasse“.

Romane über soziale Ausgrenzung sind ein neueres Phänomen. Katja Oskamp erzählte 2019 in „Marzahn mon amour“ von einer Fußpflegerin und ihren Patienten. Ein Jahr später schilderte Deniz Ohde in ihrem Debüt „Streulicht“ die deutsche Klassengesellschaft. Julia Friedrichs hat sich in ihrem Sachbuch „Working class“ mit den Leuten beschäftigt, die, ähnlich wie Christian Barons Vater, von ihrem Lohn keine Familie ernähren können. Wie Karl Philipp Moritz oder Theodor Fontane wollen sie nicht erzählen. Es geht nicht um aktivistische Literatur, sondern

darum, den Unsichtbaren eine Stimme zu geben und die Wahrnehmung zu schärfen. Sie sprechen als Betroffene. Und als Beobachter. Und schaffen damit ein neues Bewusstsein für die Verhältnisse.

Maike Albath, freie Autorin, und Jörg Plath, Redakteur, Deutschlandfunk Kultur



Deutschlandfunk Kultur, Im Gespräch

STÜTZE DER GESELLSCHAFT

EDITA DELIC, REINIGUNGSFACHKRAFT

Als Edita Delic zum ersten Mal nach Berlin kam, sollte es nur für ein paar Tage sein. Der Krieg in ihrer Heimat Bosnien zwang sie zu bleiben. Seit fast 30 Jahren arbeitet sie als Reinigungskraft in zwei Jobs am Tag. Zum Leben reicht das nur knapp.

16 Uhr geht sie kurz nach Hause, um wenig später in einem Einkaufszentrum zu arbeiten, ebenfalls als Reinigungskraft.

Um 7 Uhr morgens beginnt der Arbeitstag für Edita Delic im Berliner Funkhaus des Deutschlandradios. Die Reinigung der Büros, Studios und Flure, das gehört zu ihren Aufgaben.

Die Arbeit, so die Reinigungskraft, mache ihr Spaß, sie sei abwechslungsreich. Was sie besonders motiviert? „Ich habe ganz viele Aufgaben. Heute bin ich zum Beispiel mit einer Poliermaschine beschäftigt. Dann sehe ich den Flur und der glänzt so gut. Das habe ich geschafft. Es ist mir egal, dass es morgen wieder tausend Spuren gibt auf diesem Flur. Den habe ich gerade zum Glänzen gebracht. Das ist eine gute Leistung.“ Angestellt ist Edita Delic bei einer großen Reinigungsfirma, diese zahlt nach Tariflohn. Seit Januar 2022 sind das 11,55 Euro in der Stunde, zuvor lag der Satz in der Reinigungsbranche bei 11,11 Euro. Im Portemonnaie merke sie das aber nicht.

Drei Kinder hat sie heute, 13 Jahre ist der jüngste Sohn. Sie habe gelernt, mit wenig Geld zu leben. Doch für zusätzliche Ausgaben, Klassenfahrten zum Beispiel, dafür gebe es kein Polster. Hat sie Wünsche? „Ich habe mir nie überlegt, was ich mir jetzt noch leisten möchte. Ich bin mit dem zufrieden, was man hat. Ich träume nicht von einem Auto oder einer Weltreise. Wir haben so viel Schönheit um uns herum, man muss nur ein bisschen gucken.“

Bei zwei Jobs sei es wichtig, täglich Kraft aufzutanken, sagt Delic. Wie sie das schafft? „Man muss sich gute Gedanken machen. Man kriegt täglich so viel Schlechtes mit. Und dann brauchst du jeden Tag wieder eine Entgiftungskur. Und diese Entgiftungskur ist bei mir mein Nachmittagskaffee mit Keksen.“

Frank Ullbricht, Redakteur, und Katrin Heise, Moderatorin, Deutschlandfunk Kultur

Seit Jahren hat die 50-Jährige, neben ihrer Vollzeitstelle, einen zweiten Job. Um



Deutschlandfunk, Hintergrund, Bericht über das „Making of“ der Sendung Die Gastarbeiter-Generation im Alter

BLICK HINTER DIE KULISSEN DER BOSPORUS GRÜSST DAS FRANKFURTER BAHNHOFSVIERTEL

Sie kamen in den 1950ern und 1960ern nach Deutschland, etwa aus Italien, Spanien, Griechenland oder der Türkei. Heute sind die jungen Gastarbeiter und Migranten der ersten Generation Seniorinnen und Senioren. Und ihre speziellen Nöte und Bedürfnisse finden in Deutschland kaum Berücksichtigung.

Den jüngeren Mediennutzer*innen muss es antiquiert vorkommen: Ich sitze am Frühstückstisch und lese den Rhein-Main-Regionalteil einer auf Papier gedruckten Zeitung – es könnte die FAZ gewesen sein oder die „Frankfurter Rundschau“. Dann greife ich zur Schere, die immer bereitliegt und schneide einen Artikel aus. Ohne die akribische Vorarbeit der Zeitungs-Kolleginnen und -Kollegen der Region kämen viele Geschichten nicht ins bundesweite Radioprogramm. Der Zeitungsausschnitt landete aber nicht weit hinten in meiner Themenmappe, sondern vorne. Denn ich dachte: Das ist doch ein „Denkfabrik-Thema“!

Die Töchter ehemaliger Gastarbeiter*innen aus der Türkei, die jetzt in Offenbach am Main als Sozialarbeiterinnen arbeiten, machen über die Zeitung auf etwas aufmerksam, was nicht tagtäglich beachtet wird. Die deutsche Gesellschaft ist aufgefordert, sich auch um die alten Leute zu kümmern, die in den 1960er-Jahren nach Deutschland geholt wurden, um hier zu arbeiten. Denn: Nicht alle sind im Alter – wie meist zunächst geplant – zurück in

ihr Herkunftsland gegangen. Schon deswegen nicht, weil ihre Kinder hier geboren wurden und Deutsche sind. Die zwar gerne mal im Sommer zum Urlaub in die Türkei fahren, deren Heimat aber eine Stadt am Main ist. Betagte Menschen mit Kindern, Enkeln und nicht selten auch Urenkeln haben diese gerne in der Nähe, auch wenn das nicht immer mit den Anforderungen des Arbeitsalltags der Nachkommen vereinbar ist. Das gilt wohl kulturübergreifend.

Meine Recherche beginnt also in Offenbach, aber ich werde von dort aus nach Frankfurt am Main geschickt. Dort, so erfahre ich, gibt es im Bahnhofsviertel ein Projekt des Deutschen Roten Kreuzes, das besonders viel Erfahrungen mit der Betreuung ehemaliger Arbeitsmigrantinnen und Migranten aufweist. Wie in Offenbach sind die Sozialbetreuerinnen, die sich im Frankfurter Bahnhofsviertel um die Betagten kümmern, allesamt Frauen, die aus Familien mit internationaler Herkunftsgeschichte kommen.



Die Einsamkeit als Hauptproblem

Eine Besonderheit in Frankfurt: Dort sind es unter anderem Sozialpädagoginnen, die aus kurdischen Familien stammen, die das Projekt tragen. Das Hauptproblem der Betagten und Hochbetagten, um die sie sich kümmern, unterscheidet sich nicht von dem der Alten, die ihre Jugend nicht östlich des Bosphorus erlebten, sondern in Deutschland: Es ist die Einsamkeit. Deswegen sind offene Stadtteil-Angebote für alle alten und zunehmend in ihrer Mobilität eingeschränkten Menschen wichtig – mit oder

ohne Migrationsgeschichte. Wenn es dabei gelingt, sprachliche Barrieren zu überwinden und kulturell „gemischte“ Gruppen zu initiieren, ist das ein besonderer Glücksmoment für die Betreuerinnen. Dann liegt zumindest für einen Augenblick Offenbach tatsächlich am Meer und der Bosphorus grüßt das Frankfurter Bahnhofsviertel.

Ludger Fittkau, Korrespondent im Deutschlandradio, Landesstudio Hessen



Deutschlandfunk Kultur, Deutschland heute, Länderreport, 8-teilige Reihe der Landeskorrespondenten „Stützen der Gesellschaft“

STÜTZE DER GESELLSCHAFT

HEIKE PEISDER, SERVICEKRAFT

Die Autobahnraststätte Marienborn-Süd an der A2. Alle paar Minuten kommen Kunden, dann beginnt der Dreiklang aus Toilettengang, Wertbons einlösen und Kaffee, Brötchen oder Kaugummi kaufen.

will sich Heike Peisder nicht abfinden. Sie ist seit fünf Jahren Betriebsratsvorsitzende, setzt

Servicekraft Heike Peisder wuselt durch den Laden. „Da werden Bagels, Panini, Kuchen angeboten und das wird alles frisch zubereitet. Jeden Tag. Es wird auch nachgeschmiert, wenn abverkauft wurde. Kaffee-Spezialitäten werden zubereitet. Es kann mitunter sehr stressig sein, gerade in der Saison. Wenn ein Bus nach einem anderen vorfährt, dann ist der Adrenalin-Spiegel doch sehr hoch. Aber es macht trotzdem Spaß.“

sich für die zehn Mitarbeiter*innen der Raststätte ein:

„Der Personalmangel ist enorm in dieser Branche und hier wurde einfach über Jahre verpasst, die Leute vernünftig zu entlohnen. Und heute fällt uns das auf die Füße, dass wir kein Personal mehr finden, weil für den Stundenlohn keiner mehr anfängt.“

Niklas Ottersbach, Korrespondent im Deutschlandradio, Landesstudio Sachsen-Anhalt

Heike Peisder steht wochentags und auch am Wochenende hinter der Theke. Im Grunde genommen besteht ihr Arbeitsplatz aus drei verschiedenen Jobs: die Küche schmeißen, die Kaffeetheke bedienen und den integrierten Souvenirshop am Laufen halten. Für diese Vollzeitarbeit verdient Heike Peisder 1.800 Euro brutto im Monat. Ohne das Gehalt ihres Mannes müsste sie mit Sozialhilfe aufstocken.

Dennoch mag die 52-Jährige diesen Job: „Ich wohne um die Ecke, wie man so sagt. Und ich liebe das Arbeitsklima hier unter den Kollegen. Das ist ja auch ein wichtiger Aspekt.“ Aber mit den niedrigen Löhnen

Deutschlandfunk Kultur, mehrsprachiger Podcast „Voice Versa – Zwei Sprachen, eine Story“

VOICE VERSA – SPRACHEN AUF ARBEIT. BEI DEUTSCHLANDRADIO UND IM GOETHE-INSTITUT

Der Smalltalk an der Ladentheke, die Konferenz im Büro, der Zuruf auf der Baustelle: Wo wir arbeiten, da sind wir im Gespräch. Dabei kommt längst nicht nur die deutsche Sprache zum Einsatz. Je nach Herkunft der Sprechenden, Thema und Situation sind alle möglichen Idiome im Spiel, oft bunt durcheinandergemischt.

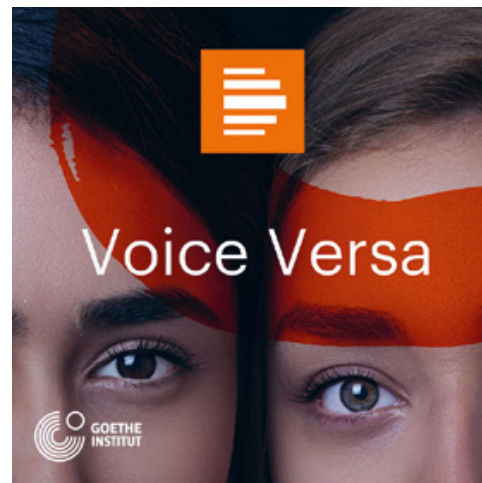
Aus dieser Welt erzählt der mehrsprachige Podcast „Voice Versa – Sprachen auf Arbeit“. Wie im wirklichen Leben wechselt auch hier das Deutsche mit anderen Sprachen ab. Die Besonderheit für die Medienlandschaft: Fremdsprachige O-Töne werden nicht von einer Übersetzung verdeckt. Sie dürfen ihren eigenen Sound und ihre typische Gestik entfalten.

„Sprachen auf Arbeit“ ist die zweite Staffel eines Projektes, das 2020 unter der Überschrift „Zwei Sprachen, eine Story“ begann. Dabei war nicht nur die Erzählweise neu, sondern auch die Partnerschaft: Deutschlandfunk Kultur und das Goethe-Institut teilen sich die Kosten der Produktion. Beide Teilhaber nutzen die Inhalte auf ihren jeweiligen Verbreitungswegen im In- und Ausland. Beide bringen ihre besonderen Expertisen ein.

In Deutschland erreicht „Voice Versa“ ein wachsendes Podcast-Publikum und bleibt über Social Media mit der Community

in Verbindung. Im Ausland erscheint das Format in Präsentationen und Veranstaltungen des Goethe-Instituts, gelegentlich sogar in der Spracharbeit.

Auf einer Fachkonferenz „Europa Deine Sprachen“ für Deutschlehrer*innen in Südosteuropa haben die Kollegen aus der Spracharbeit den Podcast „Voice Versa“ als Beispiel für einen gelungenen Umgang mit Mehrsprachigkeit hervorgehoben und konnten anhand der verschiedenen Folgen sehr anschaulich zeigen, welcher



Mehrwert Mehrsprachigkeit hat, wenn man unterschiedliche Sprachen gleichwertig zulässt. In der Konferenz ging es um die unterschiedlichen Wertigkeiten von Sprachen.

Das Goethe-Institut in Dhaka wurde durch den Podcast auf eine unserer Autorinnen aufmerksam, die bei „Voice Versa“ auf Bengali und auf Deutsch erzählt. Daraufhin wurde Mithu Melanie Sanyal zu einem Panelgespräch zum Thema „Media Portrayal of Gender in Activism“ bei der Konferenz „I Belong: A Conference and Exhibition on Feminism“ eingeladen.

Das Goethe-Institut in Vilnius hat zusammen mit einem lokalen Partner die Podcast-Folge „VISAM – für alle Zeit“ von

Júratė Braginaite im Rahmenprogramm des „Inconvenient Film Festival“ zeigen können. Das Goethe-Institut in Bukarest lud die Autorin Jasmina Al-Quaisi nach Bukarest ein, um über ihre Arbeiten für das Radio und für den Podcast zu erzählen. So fördert Voice Versa in- und außerhalb Deutschlands die Verständigung über Sprachgrenzen hinweg.

Petra Roggel, Goethe Institut, und Marcus Gammel, Redakteur, Deutschlandfunk Kultur



Deutschlandfunk Kultur, Deutschland heute, Länderreport, 8-teilige Reihe der Landeskorrespondenten „Stützen der Gesellschaft“

STÜTZE DER GESELLSCHAFT

DORIS EBERT, KÖCHIN

Doris Ebert ist nicht zu überhören. An der Fleischtheke im Feinkostgeschäft Rogacki zu übersehen ist sie auch nicht. Aufrecht steht die Mittfünfzigerin, die Hände in die Hüften gestemmt, vor ihren Bratwürsten, die grüne Fliege akkurat über dem frischgebügelten weiß-grün gestreiften Hemd. Das trägt sie wie alle hier. Nur Doris trägt es schon sehr lange, schon 29 Jahre, seit 1994.

Und Doris hofft nur eines, dass sie noch ein paar Jahre vor ihren Bratwürsten stehen darf. Das traditionsreiche Familienunternehmen, gegründet als erste Charlottenburger Aal- und Fischräucherei, existiert seit 1932 in der Wilmersdorfer Straße.

Noch immer wird der Fisch wie vor 90 Jahren in großen, rostigen Öfen geräuchert. Daneben finden sich Theken für Käse, Salate und Fleisch. Das ist Doris' Element:

„Die Flexibilität, also, diesen Umgang auch mit den Leuten. Dann ist es nicht alles so eintönig. Das ist alles familiär. Ja, ich habe nur noch ein paar Jahre bis zur Rente und die paar Jahre mache ich auch noch. Ich bin eigentlich als Köchin eingestellt worden damals. Ja, das wird jetzt aufgewertet.“

Das hört sich so an, als wäre die Bezahlung gut. Aber da wird Doris plötzlich sehr einsilbig. Beim Familienunternehmen in der dritten Generation ist es Tradition, dass die Gehälter individuell verhandelt

werden. Sie liegen, so viel weiß man, in den tariflich verhandelten Grenzen. Eine Köchin mit 20 Jahren Berufserfahrung verdient durchschnittlich 2265 Euro

brutto in der Region Berlin-Brandenburg. Zu den Niedriglohn-Verdienern zählt, wer mit monatlich 2284 Euro brutto auskommen muss.

Bei Rogacki duzen sich alle. Das war schon immer so. Der Umgangston ist rau, hier wird berlinert, mehr als anderswo. Das macht vieles leichter, sagt Doris. Das stundenlange Stehen, das Schleppen von kalten Fleischbergen aus der Kühltruhe, das Braten von Buletten in großen Fritteusen.

Bei Rogacki arbeiten rund ein Dutzend Frauen im Alter von Doris, die meisten schon seit Jahrzehnten. Auch wenn die leutseligen Damen in ihren grün-weiß gestreiften Blusen und den Händen, die schon Tonnen an rohem Fisch geschnitten haben, nicht über Geld sprechen wollen. Eines ist klar, das Familienunternehmen versucht, seine Leute zu halten. Es gibt Essens-Zulagen und Mitarbeiterrabatt.

Nana Brink, Moderatorin und Reporterin, Deutschlandfunk Kultur

Deutschlandfunk Nova, #lovemyjob, Traumjobs, die kaum zum Leben reichen

ANTON IST GERNE KOCH

Eigentlich verdienen alle anderen mehr als er, sagt Anton. Doch Teamarbeit und Zukunftsperspektiven sind für den 21-jährigen Koch wichtiger als Einkommen.

Seit drei Jahren arbeitet Anton schon als Koch. Er ist 21 und kommt aus Regensburg. Seine Position in der Küchenhierarchie nennt sich Jungkoch. Das ist die erste Stufe nach der Ausbildung. Zeit spielt bei seiner Arbeit eine besondere Rolle. Anton findet, dass er als Auszubildender vor allem gelernt hat, die eigene Arbeitszeit selbstständig zu strukturieren. Sein Gehalt ist ziemlich übersichtlich.

Wenig Gehalt als Jungkoch

Anton arbeitet laut Vertrag 45 Stunden die Woche – wie in der Gastronomie üblich, auch am Wochenende. Brutto verdient er monatlich 2.200 Euro. Meistens kommen noch um die 150 Euro Trinkgeld dazu.

Das Geld reicht gerade aus, mehr aber auch nicht. Das liegt auch daran, dass er keine teure Wohnung, kein Auto und keine kostspieligen Hobbys hat. Im Moment findet er seine finanzielle Lage okay.

Zurzeit arbeitet Anton in der Küche auf dem „Fleisch-Posten“, wie er sagt. Insgesamt sind sie zu neunt in der Küche, und Anton ist hauptsächlich für die Fleischsoßen verantwortlich.

Kochtraining am Wochenende

Bei der Koch-Weltmeisterschaft in Luxemburg ist Anton in der Jugend-Nationalmannschaft der deutschen Köche. Die junge Nationalmannschaft besteht aus 12 Leuten unter 25, die sich einmal im Monat irgendwo in Deutschland in einer Küche treffen. Sie trainieren meist an langen Wochenenden. Anton gefällt es, nach dem gemeinsamen Stress schließlich ein gemeinsames Menü hinzustellen.

Alexander Werth, freier Redakteur, Deutschlandfunk Nova



#lovemyjob

„Ich sehe das bei anderen, die eine andere Ausbildung gemacht haben. Eigentlich verdient jeder mehr als ich direkt nach der Ausbildung.“

Deutschlandfunk Kultur, Echtzeit

„ESCAPE POVERTY“: WIE FINDET MAN AUS ARMUT HERAUS?

In Wien gibt es ein Projekt, das teils Kunst ist, teils Event und das spielerisch für das Problem Armut sensibilisieren will. Escape Poverty nennt sich das Ganze und Martin Thomas Pesl war für uns dabei.

Böttcher: Escape Poverty. Da wird der eine oder die andere wahrscheinlich hellhörig. Ist das so eine Art Escape-Room, durch den man Armut nachempfinden kann?

Pesl: Ja, es ist ein Escape-Room, wie er im Buche steht. Man wird in einen Raum gesperrt und muss innerhalb einer Stunde verschiedene Rätsel lösen, bis die letzte Tür aufgeht und man aus dem Raum entkommen ist.

Böttcher: Du hast dich also ganz buchstäblich in die Armutsfalle hineinbegeben und offenbar ja auch wieder herausgeschafft.

Pesl: Ja, so ist es. Wir haben es geschafft. Ja, ich sage wir, denn ich habe mir eine Freundin zur Verstärkung geholt, aber ich muss sagen, uns wurde auch sehr geholfen. Mehr als in anderen Escape-Rooms. Über die Ausgangssituation lasse ich jetzt am besten gleich den Michael Ginner von Time Busters erklären, der diesen Raum auch zusammen mit der Künstlerin Deborah Sengl entwickelt hat.

Michael Ginner: Die Ausgangssituation: Wir sind die fiktiven Nachbarn einer Familie und haben mitbekommen, dass es ihnen nicht gut geht. Und müssen jetzt versuchen, ihnen bei diesen ganzen bürokratischen Wegen ein bisschen unter die Arme zu greifen.

Böttcher: Das klingt aufregend, aber auch ein bisschen kompliziert. Vielleicht sprechen wir noch ein bisschen über das Konkrete. Wie lief das denn dann praktisch ab?

Pesl: Wir betreten also diesen recht engen Raum im Wiener Museumsquartier, nachempfunden einer Wohnung mit Bett, Tisch und Schrank, aber auch mit ganz vielen Zahlenschlössern und Mappen und Puzzleteilen. Und was es auch gab, waren Bilder von der Familie, der wir helfen sollten. Die ist nämlich einem realen Fall nachempfunden, den die kooperierende Einrichtung, die Volkshilfe Wien, vorgeschlagen hat. Aber natürlich waren diese Bilder verfremdet.

Böttcher: So mit Balken über den Augen oder verpixelt wie in Fernsehdokus, wo Leute unkenntlich gemacht werden?



„Es geht darum, dass man aus seiner Wohlstands- oder Mittelstands-Blase heraus ein bisschen mehr über die Kinderarmut in Österreich erfährt.“

Pesl: So realistisch ist es nicht. Hier kommt die Kunst ins Spiel. Die Wiener Künstlerin Deborah Sengl hat den Raum gestaltet und ihr Markenzeichen sind Tierköpfe. Die Köpfe dieser Familienmitglieder waren durch Hundeköpfe ersetzt.

Böttcher: Du hast schon erwähnt, dass im Escape Poverty Room Schlösser zu öffnen waren und Mappen rumlagen. Wie genau aber ist das dann mit den Rätseln? Welche Aufgaben habt ihr da lösen müssen?

Pesl: Oh ja, da müssen wir jetzt sehr aufpassen. Es folgen jetzt ein paar Spoiler. Wir mussten da zum Beispiel den Boiler aufgrund komplizierter Anweisungen auf die richtige Warmwassertemperatur stellen. Dann mussten wir Anträge finden und ausfüllen und noch unzählige Unterlagen dazu finden, die die Familie für die Behörden braucht.

Böttcher: Das klingt ja vor allem nach Bürokratie. Hat es denn trotzdem Spaß gemacht?

Pesl: Mir hat es total Spaß gemacht. Ich habe aber auch viel gelernt, und ich glaube, das könnte Schule machen. Ein Escape-Room, der ein ernstes Thema behandelt.

Martin Böttcher, freier Redakteur, Deutschlandfunk

Deutschlandfunk Nova, #lovemyjob, Traumjobs, die kaum zum Leben reichen

SONJA IST TIERARZTHELFERIN

Auf ihrer Arbeit sieht Sonja vieles: Knochenbrüche, Bandscheibenvorfälle und Gehirnerkrankungen – nur eben nicht bei Menschen, sondern bei Tieren. Sie hat es schon immer geliebt, sie zu versorgen.

Sonja ist tiermedizinische Fachangestellte – also quasi eine Krankenschwester für Tiere, wie sie selber sagt. Sie ist 35, wohnt in Lüneburg und arbeitet in der Tierklinik. Die Anlaufstelle für jegliche Tierversorgung: Dort werden Welpen geimpft, aber auch komplizierte Operationen durchgeführt – und auch die Zähne gereinigt oder gezogen, wenn es nötig ist.

Sie selbst hat auch zwei Hündinnen und war auch als Kind von Tieren umgeben. Ihre Eltern hatten Hühner, Katzen und Hunde – die Sonja schon damals gerne umsorgt hat. Ihre Berufswahl war also keine große Überraschung. Seit elf Jahren tut sie beruflich das, was sie schon immer geliebt hat.

Am Ende bleiben 350 Euro übrig

Dafür tritt sie finanziell auch zurück, denn reich wird sie durch ihren Job nicht. Die Hälfte ihres Netto-Gehalts muss sie für die Miete aufwenden, dazu kommen Kosten für ihr Auto und beispielsweise ihre Hündinnen. Am Ende bleiben ihr etwa 350 Euro zum Leben.

Einfach so in den Urlaub zu fahren, ist für Sonja deshalb nicht drin. Wenn sie überhaupt fährt, dann maximal für ein paar Tage in eine Ferienwohnung in der Umgebung. Etwas für die Zukunft zurücklegen, ist genauso unmöglich. Wie ihre Zukunft aussieht, ist deshalb für sie sehr ungewiss. _

Alexander Werth, freier Redakteur, Deutschlandfunk Nova

„Brutto bin ich bei 2.300 Euro.
Mit Abzügen hab ich dann 1.500 Euro,
wovon ich alles finanzieren muss.“



#lovemyjob

KAPITEL 3

GEHT ES AUCH ANDERS? ALTERNATIVEN



Deutschlandfunk Kultur, Sommerreihe „Der Preis der Arbeit“ in Studio 9

WAS IST UNS GUTE ARBEIT WERT?

Prekäre Arbeitsverhältnisse sind zuletzt in einem Maße unter Druck geraten, wie es noch Anfang 2022 undenkbar erschien. Damals war immerhin klar, dass der Mindestlohn steigen würde. Doch dann schossen Energie- und Rohstoffpreise in die Höhe. Viele Menschen, die sowieso schon knapsen müssen, haben Angst, noch tiefer in prekäre Lebensverhältnisse und Armut abzurutschen. Und zugleich werden überall Fachkräfte händeringend gesucht. Welche Wege gibt es aus dieser scheinbar ausweglosen Situation?

In Studio 9 sind wir der Frage nachgegangen, was uns (gute) Arbeit wirklich wert ist. Zunächst mit Blick auf den Status quo: Welchen Preis zahlen jene, die sich in prekären Lebenslagen befinden – im sozialen Miteinander, bei Gesundheit, Bildungs- und Karrierechancen? Dazu haben wir Betroffenen das Wort gegeben. Wie dem ehemaligen Kellner Oliver Riek, der seine Gastro-Jobs liebte, jedoch ausufernde Arbeitszeiten, viel Stress und trügerische Verdienste durch hohe Trinkgelder beklagt – aus der Branche könne man nur weglaufen. Oder der Kita-Erzieherin Birgit Weber-Witt, die uns die dramatischen Folgen des Personalmangels schilderte, der letztlich auf Kosten der Kinder und der frühkindlichen Bildung gehe. Neben einer besseren Bezahlung fehle auch die gesellschaftliche Anerkennung „komplett“ – obwohl ihr Beruf so wichtig und eigentlich „wunderschön“ sei.

Vor diesem Hintergrund – und mit Blick auf die Zukunft – wollten wir wissen:

Wie können prekäre, unattraktive Arbeitsverhältnisse verbessert und würdige, gute Jobs geschaffen werden? Dazu haben wir Menschen mit visionären Ideen begleitet und befragt – in Form von Reportagen, Porträts und Interviews.

Menschen, die die Arbeitswelt schon heute lebenswerter gestalten. Der Getränkeshändler Uwe Lübbermann zum Beispiel macht seit Jahren positive Erfahrungen mit dem Einheitslohn in seinem Betrieb, vom Chef bis zum Fahrer verdienen dort alle gleich. Julia Seeliger hat eine Reinigungsfirma gegründet, die ihren Mitarbeiterinnen ausschließlich gesundheitsfreundliche Putzmittel an die Hand gibt und mehr als üblich bezahlt, damit die Rente nach 40 Jahren Vollzeit zum Leben reicht. Der Bäckermeister Michael Köser betreibt eine offene Backstube zum Reinschauen und hat ein solidarisches Arbeitsmodell eingeführt, das ohne die sonst übliche Nacharbeit auskommt. So vergraule man auch nicht den Nachwuchs: „Die jungen Leute haben einfach keinen Bock mehr auf unsoziales Leben“. Es sind Macherinnen und Macher, die schon heute Jobs von morgen schaffen.



„Die jungen Leute haben einfach keinen Bock mehr auf unsoziales Leben.“

Michael Köser, Bäckermeister

Dass solche Arbeits-Visionen nicht nur in Nischen chancenreich sind – davon ist Sara Eisermann überzeugt, die sowohl Arbeitssuchende coacht als auch Unternehmen berät. Unzufriedenen Beschäftigten rät sie zu mehr Selbstbewusstsein und Furchtlosigkeit. Jetzt sei die Zeit, eine bessere Bezahlung einzufordern, mehr familienfreundliche Flexibilität und nicht zuletzt Wertschätzung. Auch in traditionell prekären Branchen. Darauf müsse sich die Wirtschaft einlassen, wenn sie noch Leute finden wolle, sagte Eisermann im Gespräch mit Studio 9: „Der Arbeitsmarkt war noch nie so gut wie jetzt“.

Tobias Jaecker, freier Redakteur Primetime/Studio 9, Deutschlandfunk Kultur

Gastbeitrag von Domenico Müllensiefen, Monatsheft Das Magazin 06/2022

DIE ERNTE DER SAAT

Wenn Arbeit mit den Händen nichts wert ist. Vor gut 20 Jahren änderte die SPD mit der Agenda 2010 die Rahmenbedingungen unseres sozialen Miteinanders. Heute wollen sich immer weniger Menschen die Hände schmutzig machen. Gleichzeitig erleben wir die Verrohung einer ichbezogenen und durchindividualisierten Gesellschaft. Ein Zufall?

„Sie können sich ja noch umorientieren.“
Dieser Satz geht mir

immer wieder durch den Kopf, seitdem ich ihn 2007 gehört habe. Damals arbeitete ich als Leiharbeiter, mein Stundenlohn betrug 8,15 Euro, was im Osten schon ganz gut war. Nach Abzügen blieben mir monatlich knapp 1.000 Euro. Der Vertrag war immer auf drei Monate begrenzt und wurde kurz vor Ablauf um weitere drei Monate verlängert. Zumindest dachte ich das, als mir der Termin mit dem Teamleiter gegeben wurde. Er eröffnete das Gespräch mit den Worten: „Herr Müllensiefen, wir werden Sie bis zum 31.12. weiterbeschäftigen.“ „2008?“ „Nein. 2007.“ Mir ging die Kinnlade runter. Der Typ hatte mich gerade entlassen und dabei das Wort „weiterbeschäftigen“ benutzt. Und dann sagte er: „Sie können sich ja noch umorientieren.“

„Ein Jahr zuvor hatte ich in Magdeburg meine Ausbildung beendet. In meiner Heimat, der Altmark, gab es keinen Ausbildungsplatz für mich. Und als es nach der Ausbildung in Magdeburg keine Arbeit gab, zog ich nach Leipzig. Und nun bot man mir an, noch weiterzuziehen. Immer der Arbeit hinterher. Und ja, ich war jung, ich hätte mich umorientieren können. Aber ich wollte Beständigkeit. Ich wollte mir ein Leben aufbauen, das mehr Zukunft bot als drei weitere Monate als Leiharbeiter. Ich wollte nicht wegziehen, ich wollte mich nicht umorientieren.“

Was ich wollte, interessierte den damaligen Arbeitsmarkt einen Dreck. Personal wurde als Humankapital diskreditiert. Fordern und fördern, Ich-AG und Leistungsbereitschaft waren die Losungen der Zeit. Und einhergehend mit einer Abwertung der Haupt- und Realschulen wurde eine Klasse von Arbeitsnomaden



Domenico Müllensiefen machte nach der Realschule eine Ausbildung zum Systemelektroniker. Später arbeitete er als Techniker. 2011 begann er sein Studium am Deutschen Literaturinstitut und arbeitete nebenberuflich als Bestatter. 2013 war er Mitherausgeber der Anthologie „Tippgemeinschaft“. Müllensiefen lebt in Leipzig und arbeitet als Planer und Bauleiter. Im Februar erschien sein Debütroman „Aus unseren Feuern“.

geschaffen, die gezwungen war, jede Drecksarbeit anzunehmen, wenn man sich vom Arbeitsamt nicht gängeln lassen wollte.

Heute erleben wir die Ernte dieser Saat. An den wichtigsten Positionen der Gesellschaft fehlen Menschen, die bereit sind, diese zu besetzen. Wir haben zu wenig Pflegepersonal, zu wenig Handwerker*innen, zu wenig Erzieher*innen, zu wenig Bademeister*innen, zu wenig Menschen, die unsere Gesellschaft aufbauen, erziehen, renovieren und erhalten. Die Gründe für diese Situation sind vielschichtig, aber einer ist, dass dieses neoliberale System seit zwei Jahrzehnten den Menschen zeigt, dass die Arbeit mit den Händen nichts wert ist.

Ich wünsche mir, dass diese Gesellschaft sich umorientiert. Es ist an der Zeit, dass es nicht nur Diskussionen darüber gibt, was wirklich wichtig ist, sondern dass den Menschen, die das alles hier am Leben halten, eine anständige soziale und finanzielle Wertschätzung entgegengebracht wird. Vielleicht könnte man der Verrohung der Gesellschaft damit entgegenwirken. Große Hoffnungen, dass sich etwas ändert, habe ich ehrlich gesagt nicht. _



Deutschlandfunk, Aus Kultur- und Sozialwissenschaften

LETZTE CHANCE SOZIALISMUS?

Über die Zukunftsfähigkeit einer alten Idee. Wer der Idee des Sozialismus heute noch einmal neues Leben einhauchen will, riskiert schon einiges. Denn aktuell scheinen ganz andere Probleme das Feld zu beherrschen: Pandemie, Krieg oder Klimawandel. Und der Bankrott des Staatssozialismus vor drei Jahrzehnten, der durch ökonomischen Niedergang und Repression gekennzeichnet war, wirkt bis heute nach.

Klaus Dörre, Professor für Arbeits-, Industrie- und Wirtschaftssoziologie an der Universität Jena, hat es dennoch

gewagt. In seinem Buch „Die Utopie des Sozialismus. Kompass für eine Nachhaltigkeitsrevolution“ hat er sich von der Tradition des Staatssozialismus völlig verabschiedet. Er geht von einer pluralen, rechtsstaatlichen Demokratie aus, die aber nachhaltig erweitert werden müsse. Zwei Punkte hält er für zentral:

Ideen für eine solidarische Gesellschaft

„Der erste Punkt ist, dass es sich um eine solidarische Gesellschaft handeln muss, in der Kooperation und wechselseitige Anerkennung die Sozialbeziehungen von Menschen prägen. Der nächste Punkt wäre eine Maximierung von Demokratie, eine Demokratie, die ausgedehnt werden muss auf den Produktionssektor und auch auf den Reproduktionssektor, also auch die Art und Weise, wie Leben überhaupt erzeugt wird.“

Daher sei Ungleichheit abzubauen, Rassismus und geschlechtliche Unterdrückung aufzuheben, Pflege- und Erziehungsarbeit massiv aufzuwerten. Wichtig bleibt für

Dörre aber auch ein altes sozialistisches Ziel: die Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Kann das in demokratischen Marktgesellschaften erreicht und mit dem Nachhaltigkeitsgedanken verkoppelt werden?

Vom Wachstum zur Nachhaltigkeit

Dörre glaubt ja, und zwar über das Grundgesetz. Paragraph 14 des Grundgesetzes legt die Sozialbindung des Eigentums fest: Eigentum solle auch dem Wohl der Allgemeinheit dienen, heißt es dort. Paragraph 15 lässt die Vergesellschaftung des Eigentums zu.

Dörres Idee ist eine Transformation der Wachstumsgesellschaft in eine nachhaltige Gesellschaft, in der das Wirtschaftsleben demokratisch kontrolliert wird. Wobei Dörre das klassische Gegenargument ernst nimmt, wonach zu viel demokratische Beteiligung die Unternehmen ineffizient mache und ihre Innovationskraft untergrabe. Er lässt die kleinen und mittleren Unternehmen daher unangetastet und geht bei den Großunternehmen überlegt vor. Dörre will mehr gewerkschaftliche Mitbestimmung auf allen Entscheidungsebenen der Unternehmen sowie einen stärkeren Einfluss der Betriebsräte auf das Management

und die Geschäftspolitik. Und er plädiert für genossenschaftliche Organisationsformen, bei denen die Mitarbeiter am Grundkapital des Unternehmens beteiligt sind. Damit wären sie automatisch an Effizienz und innovativen Veränderungen interessiert, ohne dass das Gewinn- und Wachstumsprinzip dominiere.

Die ökologische Wende

Doch wie steht es mit dem Interesse der Arbeitnehmer am ökologischen Wandel? Verlangen Klimawandel und das Prinzip der Nachhaltigkeit nicht gerade von den unteren Klassen Verzicht, um den CO₂-Ausstoß zu senken? Verzichten müssten für Dörre hauptsächlich die oberen Einkommensschichten, Umverteilung sei nötig. Wenn Nachhaltigkeit Verfassungsrang bekäme, müssten außerdem in Zukunft langlebigere Güter hergestellt werden, sodass das Preis-Leistungsverhältnis auch für kleinere Geldbeutel stimmt. Und solange zum Beispiel auf dem Land kein effizientes öffentliches Nahverkehrssystem existiere, könnten dort Autos in Gemeindebesitz angeschafft werden, die preiswert zu mieten sind. Transformationsräte auf regionaler, später auch nationaler Ebene sollen den Wandel zur nachhaltigen Gesellschaft befördern.

Zufällig ausgewählte Bürger könnten dort neben Experten dafür sorgen, dass die Nachhaltigkeitsziele umgesetzt werden. Zusätzlich setzt Dörre auf Impulse von Non-Profit-Organisationen: von Öko-Werkstätten über Repair-Läden und ökologischen Wohnprojekten bis hin zu landwirtschaftlichen Kollektiven.

Neue soziale Bündnisse und ihre Stolpersteine

Für eine gleichermaßen nachhaltige wie soziale Gesellschaft müssten Klimabewegung und Gewerkschaften enger als bisher zusammenarbeiten. Tatsächlich gibt es „Fridays for Future“-Aktivist*innen, die sich Ökosozialist*innen nennen und den Schulterchluss mit den Gewerkschaften suchen. Sie verlangen etwa den Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs besonders auch im ländlichen Raum, um die Klimaziele zu erreichen. Und sie stellen sich gleichzeitig hinter genuin gewerkschaftliche Forderungen nach humaneren Arbeitszeiten und mehr Personal. Allerdings hat das bisher nur zu einer sehr punktuellen Zusammenarbeit geführt. Dr. Kai Lindemann, Referatsleiter für Arbeitswelt und gesellschaftlichen Zusammenhalt beim DGB-Bundesvorstand, ist für eine solche Zusammenarbeit

prinzipiell offen. Er lobt an Klaus Dörres Buch vor allem die Forderung nach mehr Mitbestimmung in den Unternehmen, hat aber auch Kritikpunkte.

Kein fertiges Programm, aber eine Ideenwerkstatt

„Man muss immer bedenken, dass weltweit 40 Prozent aller Betriebe genossenschaftlich organisiert sind. Das heißt, wir haben eigentlich vielerlei Varianten schon, wo solche demokratischen Prinzipien vorhanden sind und man kann sich natürlich fragen, warum haben die jetzt keine großartige politische Ausstrahlungskraft?“

Lindemann sieht in Dörres Buch unterbelichtet, dass eine massive Umgestaltung und Regulierung der Finanzmärkte nötig ist, damit sie ökologische und demokratisch organisierte Unternehmen finanzieren. Klaus Dörre hat tatsächlich kein fertiges Programm eines zukünftigen Sozialismus vorgelegt. Doch es ist ihm gelungen, alte sozialistische Ideen in neuer, diskussionswürdiger Gestalt in die Suchbewegung einzuspeisen, die heute angesichts vieler Krisen notwendig ist.

Martin Hubert, freier Redakteur, Deutschlandfunk

Deutschlandfunk Kultur, Studio 9 – Kultur und Politik am Morgen

EINHEITSLohn ALS ERFOLGSREZEPT. SOLIDARISCH DURCH DIE KRISE

Auch im Getränkehandel gibt es innovative Geschäftsmodelle. Dabei hat die Branche es in der Pandemie schwer. Der Getränkehändler Uwe Lübbermann macht seit Jahren positive Erfahrungen mit dem Einheitslohn in seinem „Premium Kollektiv“. Trotz großer Umsatzeinbußen kommt das Unternehmen, das neben Cola auch Limonaden und Bier produziert, bisher gut durch die Coronakrise.

Das Hamburger Getränkekollektiv Premium von Uwe Lübbermann kennt keine Einkommensunterschiede bei den Beschäftigten.

Stattdessen setzt das Unternehmen seit Jahren auf den Einheitslohn und hat damit gute Erfahrungen gemacht. Jeder im Kollektiv verdiene als Einheitslohn 18 Euro brutto die Stunde, sagt Lübbermann. Das gelte auch für ihn als Chef. „Es gibt Zuschläge: für Menschen, die Kinder haben, pro Kind, für Menschen, die Angehörige pflegen, pro Angehörigen.“ Wer einen Arbeitsplatz im Homeoffice habe, bekomme noch 1,50 Euro dazu. Außerdem bekämen behinderte Mitarbeiter einen Zuschlag je nach Grad der Behinderung. Das sei vorher in der Belegschaft diskutiert worden.

Die Arbeitszeiten seien individuell angepasst, erklärt Lübbermann. „Die Menschen bestimmen selbst, ob sie Vollzeit, Teilzeit oder nur ein paar Stunden arbeiten wollen“, erzählt der Unternehmer. „Das darf sich auch mal verändern, je nach persönlicher Lebenslage.“ Es müsse nur mit den anderen Betroffenen abgesprochen werden. „Wer Vollzeit arbeitet, bekommt ungefähr 3.500 Euro brutto am

„Ich halte es für ein Gerücht, dass Menschen pauschal immer an der eigenen finanziellen Gewinnmaximierung interessiert sind.“

Uwe Lübbermann



Ende raus“, sagt der Unternehmer. „Damit kann man hervorragend leben, das ist ein ausreichender Lohn aus meiner Sicht.“

„Wir glauben erst mal an das Gute im Menschen“, sagt Lübbermann und setzt auf Vertrauen. Wenn die abgerechneten Arbeitsstunden plausibel erschienen, werde das erstmal geglaubt. „Wenn das stark abweicht, dann fragen wir nach.“ Dass jemand versucht habe, den Betrieb auszunutzen, sei selten vorgekommen. In den 20 Jahren des Kollektivs habe es nur zwei Kündigungen gegeben.

„Ich halte es für ein Gerücht, dass Menschen pauschal immer an der eigenen finanziellen Gewinnmaximierung interessiert sind“, sagt der Getränkehändler. Es gebe Studien, die zeigten, dass Geld zwar wichtig sei und glücklicher machen könne, wenn man davon zu wenig habe.

„Aber wenn der Wohnraum bezahlt ist, die Ernährung gesichert ist, Versicherungen da sind, Rücklagen gebildet werden konnten, dann wird Geld irgendwann nicht mehr der glücklich machende Faktor.“ Dann werde anderes wichtiger.

„Während der Pandemie seien zeitweise 95 Prozent des Umsatzes weggefallen“, so Lübbermann. „Das war schon eine schwere Unternehmenskrise, die schwerste, die wir je hatten.“ Daraufhin habe man nach Absprache unter den Beschäftigten umverteilt und Kosten reduziert. Das habe sich als Lösung erwiesen: „Wir sind – Stand ‚heute‘ – immer noch da, was eigentlich ein Wunder ist, und wir haben hoffentlich bewiesen, dass solidarische Modelle in Krisen resilienter, also stabiler sind als egoistische Modelle.“

Gemma Pörzgen, freie Redakteurin, Deutschlandfunk Kultur

Deutschlandfunk Kultur, Tacheles

BEDINGUNGSLOSES GRUNDEINKOMMEN – ABSCHIED VON DER ARBEITSGESELLSCHAFT?

Moderatorin Susanne Führer im Gespräch mit der Soziologin Dorothee Spannagel über das bedingungslose Grundeinkommen. Eine Zusammenfassung: Geld, das fürs Leben fürs Erste reicht – das verspricht das bedingungslose Grundeinkommen. Aber wie würde dies die Gesellschaft verändern?

Die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens bekommt immer mehr Anhänger: In Berlin sammelt eine Initiative Unterschriften für ein Volksbegehren. Ziel: ein staatlich finanzierter Modellversuch. Ein weiterer dreijähriger Modellversuch läuft bereits, privat finanziert und wissenschaftlich evaluiert vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW). Die Aussagekraft solcher Modellversuche sei allerdings begrenzt, sagt Dorothee Spannagel von der Hans-Böckler-Stiftung: „Was die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens mit einer Gesellschaft als Ganzes macht, mit dem gesellschaftlichen Zusammenhalt, mit der Volkswirtschaft, mit der ganzen sozialen Architektur einer Gesellschaft, das lässt sich daraus natürlich nicht ablesen.“

Trotzdem hält Spannagel den gerade laufenden Modellversuch für sehr interessant. Man erfahre so, wie sich das bedingungslose Grundeinkommen auf die Menschen im Einzelnen auswirke. Deutschland gilt

„Das bedingungslose Grundeinkommen“ hält die Soziologin Dorothee Spannagel zwar für „eine attraktive Idee“. Es würde die Gesellschaft allerdings „von Grund auf umkrempeln“, mit nicht absehbaren Folgen.

Susanne Führer, Journalistin und Moderatorin, Deutschlandfunk Kultur

als eine „erwerbsarbeitszentrierte Gesellschaft“. Die Soziologin glaubt daher nicht, dass eine große Zahl von Menschen wegen des bedingungslosen Grundeinkommens aufhören würde zu arbeiten, „weil es eben nicht nur darum geht, Geld zu verdienen und sich materiell abzusichern. Sondern es fängt damit an: Mein Tag ist strukturiert. Ich habe eine sinnvolle Aufgabe. Ich kann teilhaben an der Gesellschaft etc.“

Susanne Führer, Moderatorin bei Deutschlandfunk Kultur

Deutschlandfunk Nova, Hörsaal

BEDINGUNGSLOSES GRUNDEINKOMMEN MACHT UNS RESILIENT

Viele Menschen haben während der Coronavirus-Pandemie ihre Arbeit verloren. Der Staat hat versucht, das mit Kurzarbeitergeld und Soforthilfen aufzufangen. Das war teuer, bürokratisch und konnte auch Existenzängste nicht beseitigen, sagt der Wirtschaftswissenschaftler Bernhard Neumärker. In seinem Vortrag argumentiert er, dass ein bedingungsloses Grundeinkommen besser funktioniert hätte.

Unser Leben besteht nicht nur aus Arbeit oder zumindest sollte es das nicht unbedingt tun. Wir brauchen auch Raum und Zeit für Familie, Freizeit und andere Dinge, die uns wichtig sind. Um zufrieden ein menschenwürdiges Leben zu führen, benötigen wir Zeitsouveränität, sagt Bernhard Neumärker. Neumärker ist Professor für Wirtschaftspolitik und Ordnungstheorie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und Leiter des Freiburger Instituts zur Erforschung des Grundeinkommens. Er beschäftigt sich mit Fragen der sozialen Gerechtigkeit und arbeitet an einem Konzept für ein bedingungsloses Grundeinkommen.

In seinem Vortrag erklärt er, warum ein bedingungsloses Grundeinkommen mehrere Probleme gleichzeitig löst und unsere Gesellschaft gerechter und resilienter macht. Ein Grundeinkommen würde uns zum Beispiel mehr Zeitsouveränität geben, denn wir hätten die Sicherheit, auch in Zeiten, in denen wir uns stärker auf Familie

„Jedes Gesellschaftsmitglied bekommt von der Geburt bis zum Tod ohne jegliche Bedingungen, Gegenleistungen oder Bedürftigkeitsprüfungen einen Geldbetrag. Das ist die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens.“

Bernhard Neumärker

oder Freizeit konzentrieren, abgesichert zu sein. Diese Sicherheit würde gerade in Krisen enorme Wirkung zeigen.

Ist ein Grundeinkommen finanzierbar? Mit seinem Team hat Neumärker verschiedene Modelle durchgerechnet und kommt am Beispiel der Corona-Maßnahmen zu dem Schluss, dass ein Grundeinkommen letztlich sogar günstiger gewesen wäre als die Finanzierung der unterschiedlichen Corona-Maßnahmen.

Sibylle Salewski, freie Redakteurin, Deutschlandfunk Nova

arbeitsagentur auge starrt beim bärtige unrast naturtreibgase nur arbeitstage

Deutschlandfunk Kultur, Hörspiel und Feature, Wurfsondung

ANAGRAMM-LANDSCHAFTEN ZUR ARBEITSWELT

Spätestens wenn sich in „sozialkompetenz“
die Wörter atompilz und ekzem wiederfinden,
öffnet sich der Raum für wildes Denken.



Gabi Schaffner arbeitet als interdisziplinäre Künstlerin und Autorin mit Sound und Wort. Sie komponiert und kompiliert, erfindet akustische Erzählungen und zerschneidet Töne. Ihre neuen Wurfsondungen gehen von nüchterner Poesie aus: Begriffe aus der modernen Arbeitswelt werden in Anagramme zerlegt, die mal absurd sind, mal erhellend.

Vorgetragen von einer Computerstimme und eingebettet in seltsam dünne Kompositionen, klingen die Stücke wie Werbung oder wie konkrete Poesie, Fahrstuhlmusik oder experimentelle Lesungen.

Redaktion Deutschlandfunk Kultur, Hörspiel und Feature, Wurfsondung



Denkfabrik

Von der Hand in den Mund

Wenn Arbeit kaum zum Leben reicht



Der Krieg in der Ukraine hat die Frage nach unserer Verteidigungsfähigkeit neu gestellt. Nun wird die Bundeswehr aufgerüstet und aufgewertet. Aber auch weltweit geraten Demokratien unter Druck, die Feinde der offenen Gesellschaft gewinnen an Boden.

Autokratische Regime fühlen sich stärker denn je. Wie lässt sich die Demokratie also verteidigen, gegen äußere wie innere Feinde?
Diese Frage erkunden wir gemeinsam mit unseren Hörerinnen und Nutzern im Rahmen der Denkfabrik 2023.

Der Denkfabrik-Newsletter



Hör- und Lesempfehlungen zum aktuellen Thema. Monatlich direkt in Ihr E-Mail-Postfach.

Beiträge



**HIER TREFFEN
SIE DIE
DENKFABRIK**

SIE HABEN UNS IHRE MEINUNG GESAGT!

Sag uns Deine Meinung! – diese Aufforderung steht auf der Sprechkabine der Denkfabrik. Die Sprechkabine ist eine Box, ähnlich wie eine alte Telefonzelle, in die man hineingehen kann, um seine Meinung zu sagen. Hier gibt es ein Aufnahmegerät, man drückt den roten Knopf und schon wird ein Audio aufgenommen. Auch das ist ein Weg, die Meinungen unserer Hörerinnen und User zu erfahren.

Für mich bedeutet Armut, nicht für die Menschen sorgen zu können, die man liebt. Obwohl man alles auf der Welt dafür tut.

(Medientage München)

Sprechkabine

Für mich bedeutet Armut, dass man nicht richtig am gesellschaftlichen Leben teilhaben kann. Also das ist vor allem besonders schlimm für Kinder, wenn sie nicht so gut zum Beispiel ins Kino gehen oder an verschiedenen Freizeitveranstaltungen oder am Verein teilnehmen können. [...]

(Medientage München)

Für mich liegt das Problem der Armut an der sehr ungerechten Verteilung in Deutschland. Einige wenige haben viel und ganz viele haben sehr wenig. Und das ist aus meiner Sicht ein sehr großes Problem. Gerade in der Coronakrise hat man wieder gesehen, dass viele von den Leuten, die wirklich sehr wenig haben, einen ganz, ganz zentralen Beitrag in unserer Gesellschaft leisten und das sollten wir viel stärker anerkennen. In unserem System geht es leider eben vor allem darüber, den Menschen mehr Geld zu geben.

(re:publica)

Arm trotz Arbeit habe ich erlebt, als ich jetzt dieses Jahr als Studentin in München angefangen habe und trotz zwei Nebenjobs leider keine Wohnung gefunden habe. Weil die Mietpreise immer weiter in die Höhe schnellen und es einfach sehr schwer wird, vor allem als Student, etwas zu finden. Trotz Unterstützung der Eltern.

(Medientage München)



Denkfabrik Veranstaltung

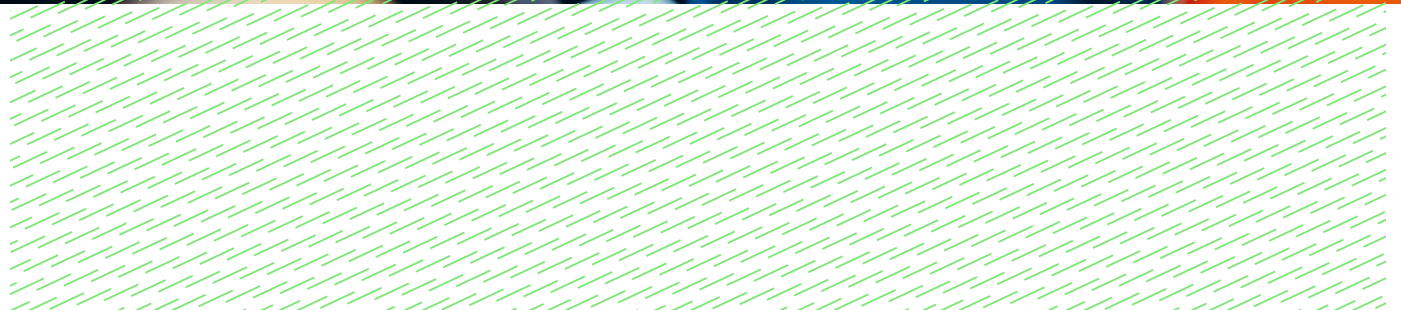
EINE „LANGE NACHT“ ÜBER PREKÄRE LEBENSVERHÄLTNISS

Die Sendung „Lange Nacht“ im Programm von Deutschlandfunk und Deutschlandfunk Kultur ist eine dreistündige Sendereihe zu jeweils einem Thema aus den Bereichen Zeitgeschichte, Politik, Psychologie und Gesellschaft sowie Kunst und Literatur.

Am 13. Dezember 2022 hat Deutschlandradio Hörerinnen und Nutzer zu einer „Langen Nacht“ ins Berliner Funkhaus eingeladen, um über das aktuelle Denkfabrik-Thema zu diskutieren.

Mit dabei waren die DGB-Vorsitzende Yasmin Fahimi, die Arbeitssoziologin Prof. Dr. Nicole Mayer-Ahuja und die Vorsitzende der Berliner Tafel Sabine Werth. Die Moderation hatte Birgit Wentzien.

Diese „Lange Nacht“, die am 17. und 18. Dezember 2022 im Deutschlandfunk Kultur und im Deutschlandfunk ausgestrahlt wurde, bildet den Abschluss unseres Denkfabrikjahres 2022: „Von der Hand in den Mund – wenn Arbeit kaum zum Leben reicht“. Mit einem Streifzug durch Radio-Beiträge des Jahres, mit einer Podiumsdiskussion und anschließenden Diskussion wurde ein Blick nach vorn gewagt: Was muss geschehen, damit Arbeit zum Leben reicht?



Deutschlandradio, Social Media Redaktion

DIE DENKFABRIK IN DEN SOZIALEN MEDIEN

Deutschlandradio ist mit seinen drei Programmen Deutschlandfunk, Deutschlandfunk Kultur und Deutschlandfunk Nova auf den Sozialen Medien vertreten, um über Programminhalte zu informieren und mit Hörerinnen und Nutzern ins Gespräch zu kommen. Derzeit finden Sie uns bei Facebook, Twitter und Instagram. Im Rahmen der Denkfabrik 2022 gab es gerade auf Instagram rege Diskussion zu zahlreichen Postings rund um das Jahresthema „Von der Hand in den Mund. Wenn Arbeit kaum zum Leben reicht.“



Ein Interview mit Julius Emmel (Trainee in der Abteilung Dokumentation und Archive)

BLICK HINTER DIE KULISSEN DAS DEUTSCHLANDRADIO-ARCHIV UND DIE DENKFABRIK

Das Archiv von Deutschlandradio: Kulturgut, historische Quelle und Ort für Neuentdeckungen. Zu dessen umfangreichem Bestand gehören über 200.000 Stunden Tonträger und Archivalien. Darunter auch Beiträge der Denkfabrik. 2022 entwickelte die Abteilung Dokumentation und Archive ein umfangreiches Themenband mit dem Titel „Arbeit vor 50 Jahren“. Wie diese spannende Kollektion entstanden ist, berichtet Trainee Julius Emmel.

Wie kam es zu der Idee, dass das Archiv sich in dieser Form an der Denkfabrik beteiligt?

Im Laufe eines Jahres veröffentlichen wir vom Archiv immer wieder Beiträge in einem bestimmten thematischen Zusammenhang in der Dlf Audiothek. Die Denkfabrik 2022 besitzt eine große soziale Tragweite und wir haben uns gefragt, inwieweit die damit verbundenen Themen auch in unserem Archivbestand verhandelt werden. Es freut uns, dass wir am Ende damit das Themenspektrum der Denkfabrik um einen Blick in die Vergangenheit bereichern konnten.

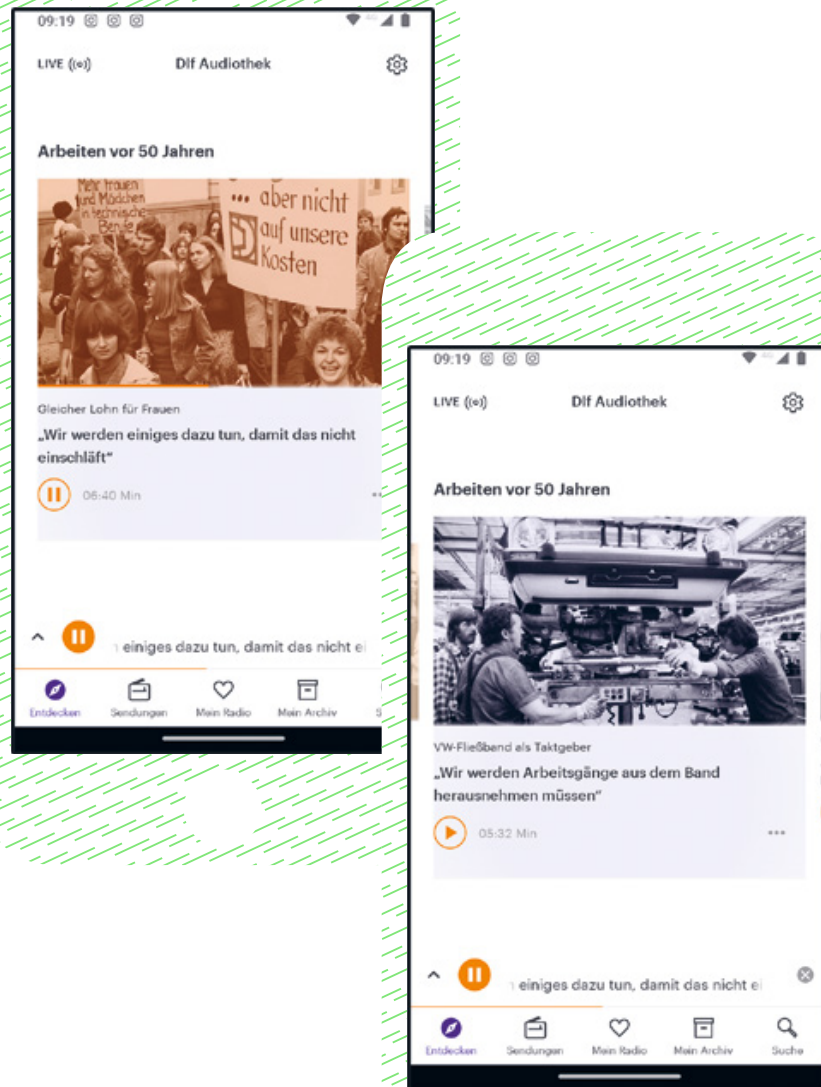
Wie genau kann man sich das Archiv von Deutschlandradio vorstellen? Was macht gerade dieses Archiv so besonders?

Ein Archiv ist immer auch ein institutioneller Zeitzuge – ein körperloses Gedächtnis. Und je nach der eigenen Ausrichtung

ergibt sich für jedes Archiv der jeweilige Charakter, wenn man das so nennen mag, aus vielen verschiedenen Aspekten. So sind wir zum einen

das Archiv einer konkreten Institution mit einer bewegten Vorgeschichte. Deutschlandradio geht aus dem Zusammenschluss vom RIAS, Deutschlandfunk und Deutschlandsender Kultur hervor – allein das macht den Bestand sehr heterogen. Das hat auch zur Folge, dass er bis in das Jahr 1946 reicht – obwohl wir als Institution selbst erst knapp 30 Jahre bestehen.

Zum anderen sind wir das Archiv eines Medienhauses. Damit kann man aus unserem Bestand nicht nur Informationen entnehmen, wie die jeweiligen Sender gearbeitet haben und immer noch arbeiten und welchen Einfluss sie auf ihr jeweiliges Umfeld haben und hatten. Der Bestand ist auch stark verbunden mit dem zeitlichen und nachrichtlichen Kontext, in dem die Beiträge produziert worden sind. Wir bilden somit auch die Geschichte Deutschlands, Europas und in Teilen der Welt ab. Und dann gibt es noch Aspekte des Mediums Radio – in seiner Form und auch



ganz eigenen Geschichte –, der Struktur der einzelnen Sender und auch unseren Bezug zum aktuellen Programm. Sie sehen, es gibt eine ganze Fülle an Gründen, wieso unser Bestand spannend ist.

Wie gehen Sie bei der Auswahl von Beiträgen für Themenbänder vor? Welche Kriterien gibt es? Welche Herausforderungen können aufkommen? Welche Aspekte der Arbeit sind für Sie besonders spannend?

Insgesamt gibt es über zwei Millionen Beiträge und Sendungen in unserer Datenbank. Diese Fülle kennen wir natürlich auf einer abstrakten Ebene sehr gut, aber der Auswahlprozess selbst bleibt komplex und erfordert die Rücksichtnahme auf verschiedene Faktoren.

In jedem Fall finden wir meist viel mehr Material, als wir präsentieren können. Dann hilft es, sich daran zu orientieren, dass wir informativ und unterhaltsam sein wollen. Und wenn sich dann noch eine Relevanz für die heutige Zeit ergibt, ist es der ideale Treffer.

Um das Bild von vorher zu bemühen – wie jedes Gedächtnis hat auch unser Bestand Lücken. Wir müssen es durch unsere Arbeit erreichen, dass der Bestand sich wieder an Sachen erinnert. Und gelegentlich ist das nicht möglich, weil die Beiträge einfach nicht da sind. Diese Lücken sind unter anderem dadurch zu erklären, dass wir heute andere Bewertungskriterien an den Bestand und an Sachverhalte im Allgemeinen legen. Der Kulturbegriff ist beispielsweise heute ein anderer als vor 60 Jahren. Aber auch die Berichterstattung über einzelne historische Ereignisse stellt

sich möglicherweise anders dar, als wir es vielleicht heute erwarten würden.

Gerade wenn man nicht alleine für ein Band recherchiert, ist es spannend zu sehen, was die Kolleginnen und Kollegen aus dem Bestand kitzeln. Oft sind die Ergebnisse sehr unterschiedlich.

Und schlussendlich muss auch bei der Zusammenstellung der Beiträge darauf geachtet werden, dass wir dadurch einen neuen Kontext schaffen und die Beiträge neu einordnen müssen. Dies ist vor allem erforderlich, wenn in den Beiträgen Sprache gebraucht wird oder Themen besprochen werden, über die wir als Gesellschaft heute anders denken.

Was ist das Besondere an Themenbändern im Allgemeinen?

Aus meiner Sicht besitzt jedes Themenband aus dem Archiv auch eine Relevanz für die Gegenwart, denn es gibt zu jedem Thema Details, die in der heutigen Debatte um die gleichen oder ähnlichen Themen wiederauftauchen. Von daher ist es immer wieder spannend zu hören, wie Sachverhalte damals diskutiert wurden und wie sich das auf die heutige Zeit übertragen lässt.

Wie genau sind die Themenbänder zur diesjährigen Denkfabrik zustande gekommen? Welche Herausforderungen/ Besonderheiten gab es im Rahmen der Erarbeitung?

Das Thema der diesjährigen Denkfabrik hat sich in sehr unterschiedlichen Beiträgen, Interviews und Sendungen nieder-



geschlagen. Von daher waren wir anfangs auch erst sehr breit aufgestellt. Uns war klar, dass wir in Arbeitsverhältnisse von marginalisierten Menschen blicken wollten. Das umfasste dann aber schnell viele Gruppen wie „Gastarbeiter“, Frauen, Personen mit körperlichen Besonderheiten oder aus wirtschaftlich ärmeren Schichten. Diesen bunten Strauß an Themen zu einem zusammenzubinden, war die größte Herausforderung. Den Blick auf die 70er zu legen war dann ein guter Kompromiss, da wir uns so mit einer Vielzahl an Themen beschäftigen konnten.

Dürfen sich die Leserinnen und Hörer auch im nächsten Jahr auf besondere Themenbänder freuen?

Klar, das Thema „wehrhafte Demokratie“ schreit danach, da gibt es viele Audio-schätze zu heben. Und bestimmt auch zum Jubiläum „100 Jahre Radio“.

Die Fragen stellte Shaniqua Packruhn, freie Mitarbeiterin Kommunikation und Marketing



Die wehrhafte
Demokratie

AUSBLICK DAS DENKFABRIK- THEMA 2023

Sie haben gewählt: „Die wehrhafte Demokratie“ ist das Thema der Denkfabrik 2023.

Der Krieg gegen die Ukraine hat die Frage nach unserer Verteidigungsfähigkeit neu gestellt. Nun wird die Bundeswehr aufgerüstet und aufgewertet. Viele fordern wieder eine Dienstpflicht. Aber auch weltweit geraten Demokratien unter Druck, die Feinde der offenen Gesellschaft gewinnen an Boden, autoritäre Regime fühlen sich stärker denn je. Wie lässt sich die Demokratie verteidigen, gegen äußere wie innere Feinde?

Diese Frage erkunden wir gemeinsam mit unseren Hörerinnen und Nutzern im Rahmen der diesjährigen Denkfabrik.

Deutschlandradio
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Raderberggürtel 40, 50968 Köln

